

Illustrierte Frauen-Zeitung

Hest 21.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften
vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 2. November 1890.

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4½ M.

XVII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Nixe von Laguna.

Von Helene Pichler.

Line Nixengeschichte? Also ein Märchen! Ganz recht; nur hat dies „Märchen“ den Vorzug, nicht der Phantasie eines Dichters entsprungen zu sein, sondern es ist in Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit vor sich gegangen, und das vor gar noch nicht langer Zeit.

Der Schauplatz dieses Märchens ist überhaupt nicht das schöne Fabelland der Phantasie, sondern ein kleiner weltentlegener Hafenplatz im südlichsten Theile des großen Golfs von Mexico. Auf einer guten Karte ist der Ort wohl zu finden. Der südliche Theil des großen Meerbedens von Mexico heißt die Campeche-Bai, und wiederum die südlichste Einbuchtung der Bai ist die Laguna de Terminos. Diese „Laguna“ ist nahe an sechsunddreißig Seemeilen breit, und über fünfundzwanzig Seemeilen schneidet sie nach Süden in das Land ein. Die Bildung ist ganz ähnlich, wie die der „Häfen“ an der Ostsee; gerade wie hier, so liegen auch bei der Laguna de Terminos schmale, langgestreckte Inseln vor dem Wasserbeden. Die Inseln bilden einen förmlichen Wall, hinter dem die Laguna als verhältnismäßig ruhiges, unter dem heißen Tropenhimmel wie träumend das liegendes Wasser sich ausdehnt. Die größte der Inseln führt den schönen Namen „del Carmen“; auf ihr liegt eine kleine „Stadt“, die von den Eingeborenen der Insel (lauter Indianern) sehr stolz „Villa de Carmen“ (Carmenstadt) genannt wird. Von den Seefahrern, welche diesen Theil der Erde aussuchen, wird der Name des Gewässers auch auf die Stadt übertragen, sie nennen dieselbe kurzweg Laguna.

Bon ganz großen Schiffen wird der Platz nicht aufgesucht, weil die Einfahrt zwischen den Inseln in die Laguna schwierig, und weil nicht genug Tiefe für große Schiffe vorhanden ist; immerhin aber ist der Schiffsvorlehr ein sehr reger, denn die Wälder auf der Insel Carmen und noch mehr die mächtigen Waldungen tief im Innern des Festlandes liefern die geschätztesten Farbehölzer: Blauholz und Gelbholz, wie auch das kostbare Mahagoniholz. So werden denn aus aller Herren Ländern Schiffe nach Laguna gesichtet, um die wertvollen Nutzhölzer herbeizuholen.

Auch Deutschland sendet seine Schiffe nach Laguna; die deutsche Flagge ist in dem Orte hochangesehen.

Im Jahre 1873, also bald nach der großen, machtvollen Einigung des deutschen Reiches war es, als der Kapitän eines deutschen Schiffes das Märchen von der Nixe von Laguna dort erlebte.

Das Schiff hieß Loreley, und sein Kapitän nannte sich Eberhard. Die Loreley kam mit Ballast von Hamburg und sollte eine Ladung Mahagoniholz holen. Schon waren der Golf von Mexico und die Campeche-Bai durchsegelt, das Wetter war herrlich, der Wind gut, nur mäßig hoch stand die See auf der „Barre“, jener kaum zehn Fuß unter dem Wasserspiegel liegenden Sandbank, die in einiger Entfernung quer vor der Einfahrt in die Laguna de Terminos liegt und die von den Seefahrern gesichtet wird, weil bei heftigen Nordwinden die Schiffe auf ihr sehr leicht zum Strand kommen.

Alles stand vorzüglich für die Loreley, die Mannschaft suchte sich bereits verstohler Weise „landsein“ zu machen, denn schon sah man die beiden Landpunkte, welche die Einfahrt nach

Laguna markiren: westlich die Landspitze Point Xicalango und gegenüber den hohen Wachtürmen auf der Insel Carmen. Der Kapitän der Loreley machte aber kein vergnügtes Gesicht, er hatte seine schwarze seidene Mütze weit über die Stirn zurückgeschoben und ging mit starken Schritten auf dem Hinterdeck auf und nieder; dabei sah er mit zornigen Blicken auf ein kleines Boot, welches in einiger Entfernung von der Loreley schwamm. Dieses Boot nämlich war das Lotsenboot von Laguna, das jah man an der weißen Flagge mit einem riesigen P (Pilot). in der Mitte, die an seinem Maste wehte. Um von dem

Lotsenboot einen Lotsen zu bekommen, also einen Mann, der mit den Untiefen der Küste und mit dem richtigen Fahrwasser vertraut ist, hatte die Loreley ein Flaggen-Signal gegeben; aber das mexicanische Boot hatte darauf nicht geantwortet.

Das war der Grund von des Kapitäns Ärger, dem sich auch ein wenig Sorge über die gefährliche Einfahrt ohne kundige Hülfe beimischte.

Jetzt zog der Kapitän ein Pistol aus der Tasche seiner weiten Schifferjacke, hielt es in der Richtung auf das Boot und drückte ab. Dumpf rollend verbreitete



Kalckreuth 88.

sich der Knall, um dann jäh abzubrechen, weil das Wasser ein schlechter Leiter für Schallwellen ist; aber die heiße Mittagsluft schien unter dem Luftdruck zu zittern. Fast gleichzeitig sank die weiße Flagge herab, und nun unterschied sich das Boot mit seinem Sprietsegel in Form eines ungleichen Bieredes an dem einzigen Mast, in nichts von den anderen kleinen Fahrzeugen, die in beträchtlicher Anzahl auf dem stillen Wasser des Golfs umherliefen und dem Fischjagd oblagen.

Das Sinken der Loreleyflagge bedeutete: wir wollen oder können keine Lotsenhilfe gewähren.

Raum hatte man dies auf der Loreley wahrgenommen, so gab der Kapitän Kommando, den Kurs direct auf das widervillige Fahrzeug zu nehmen, welches die Pflichten im Völkerverkehr so sträflich vernachlässigte. Nach kurzer Zeit war die Loreley dem Boot auf Rufweite nahe.

"Heda, beliebt's Euch rothen Teufeln, die deutsche Flagge zu bemerken?" schrie der Kapitän in englischer Sprache der Besatzung des Bootes zu. Diese aber, die aus vier rothbraunen Männern bestand, die nur mit baumwollenen Beinkleidern angethan waren, während die mageren, aber sehnigen Oberkörper nackt blieben, schien die Loreley, die wie ein Riese neben ihrer Rüsschale von Boot lag, gar nicht zu bemerken; wenigstens antwortete Niemand auf die Ansprache.

"Die Kerle verstehen kein Englisch; will der Kapitän es nicht spanisch versuchen?" sagte der Steuermann, der nicht weit vom Kapitän stand. Dieser lachte grimmig vor sich hin und wiederholte dann seine Worte in spanischer Sprache, indem er noch hinzusehnte:

"Ihr seid angestellte Lotsen für den Hafen von Laguna und weigert Euch doch, ein Schiff in den Hafen zu bringen? Das werde ich Bismarck sagen, der soll Euch unsere deutschen Kriegsschiffe auf den Hals schicken, daß sie Euch Recht und Pflicht lehren!"

Es war nicht zu erkennen, ob die rothen Männer im Boot diese Rede verstanden hatten; starr und steif wie Holzpuppen blieben sie auf dem Boden ihres Canoes hocken. Nur bei dem Worte Bismarck blieb es in ihren Gesichtern auf, und sie neigten die Köpfe zusammen, um sich etwas zuzuraunen, was man auf der Loreley natürlich nicht verstand.

Kapitän Eberhard merkte sehr wohl den Eindruck, den der Name des großen deutschen Staatsmannes auf die Indianer hervorgerufen hatte. Er wandte sich zu seinem Steuermann und sagte lachend: "Sogar bis in diesen Erdewinkel ist der Ruf von Deutschlands Macht und dem eisernen Kanzler gedrungen; gebt Acht, Steuermann, wir kriegen die Burschen noch herum." Zu dem merikanischen Lotsenboot fuhr er fort: "Ja, zusammenziehen wird er Euch faule Bande, der große Bismarck."

Da erhob sich aus der Mitte der Indianer ein alter Mann von nicht sehr großer Figur (die Indianer von Central-Amerika sind nicht so groß wie die Rothäute des Nordens), aber sein Volksgesicht blickte äußerst scharf nach der Loreley hinüber, und seine nackten, sehnigen Arme zeugten von Kraft. Der Alte suchte in seiner eigenen Sprache, einem mit sehr schlechtem Spanisch durchflochtenen, indianischen Dialekt dem deutschen Schiffer begreiflich zu machen, daß er nicht nur sich selbst, sondern auch die Loreley in groÙe Gefahr bringen würde durch die geforderte Pflichterfüllung. Durch lebhafte Gesten unterstützte er seine Weigerung, bald wies er beschwörend zum Himmel auf, dann wieder deutete er unter sich, in die träge wallende Fluth.

"Jungens, die Geschichte wird mir langweilig, holt den Kerl an Bord!" unterbrach der Kapitän Eberhard die pantomimische Auseinandersetzung. Raum war der übermuthige Befehl gegeben, als die Mannschaft der Loreley, welche schon lange mit lachenden Gesichtern auf dem Borddeck an der Reeling lehnte, hastig schnell aufs Bords hinabstiegen. Der verwegenste Matrose sprang, nur mit Hemd und Beinkleid angethan, ein Tauende mit sich ziehend, direct in's Wasser, war nach einigen kräftigen Schwimmbewegungen bei dem indianischen Boot, wo er trotz des handgreiflichen Protestes der Injassen den braunen Alten wie einen Waarenballen an seinem Tau befestigte.

"Jungens, hol up!" rief der Kapitän lachend, und unter dem lauten Jubel der deutschen Seeleute wurde der Indianer an dem Tau auf die Loreley hinübergezogen.

Hier brachten sie ihn trotz Gezapfel und Widerspruch an das Steuerrad. Er ward festgebunden, und nun ging's in der besten Stimmung von der Welt unter der erzwungenen Führung dem ersehnten Hafen zu. Nur der rothe Lotse selbst machte ein finstres Gesicht, wies den sonst geliebten Brandy, welchen der Kapitän ihm anbot, zurück und achtete mit starrem Troze nur auf Gang und Lauf des Schiffes. Mit grimmigen Blicken sah er Jeden an, der in seine Nähe kam, er mochte dabei denken: "Über Euch komme alles Unheil! Ich wasche meine Hände in Unschuld!"

Bald tauchten am Horizonte die Mastspitzen mehrerer im Hafen von Laguna ankernden Schiffe auf, hinter ihnen kam die Spitze des Kirchturmes von Carmen

zum Vorschein, etwas weiter lußwärts der ehrwürdige primitive Leuchtturm der Insel. Jetzt traten die Gipfel der Bäume, scharfe Silhouetten in den klaren Aether zeichnend, aus der Fluth hervor, und zuletzt — erst ganz zuletzt — tauchte wie eine Fata Morgana das niedrig liegende Land auf.

Die gesürchtete Barre war passirt, der Hafen von Laguna trat auf, und die deutsche Loreley konnte sicher an der Küste der Insel Carmen vor Anker gehen.

Noch zitterte das Schiff von der Wucht des niederraselnden Ankers, und schon rief der Mexicaner mit heftigen Geberden einen Matrosen herbei, von dem er ohne Rücksicht auf den anwesenden Kapitän verlangte, die Tauen, die ihn an das Steuerrad fesselten, zu lösen. Der Matrose sah erst auf seinen Herrn und Meister, den Kapitän, und als er auf dessen heiterem Gesicht ein zustimmendes Lächeln sah, durchschnitt er mit raschem Zuge die dünne Leine. Kaum fühlte der Lotse seinen Leib frei, als er den großen Ballast, den er während der unfreiwilligen Fahrt abgelegt hatte, aufraffte und, ohne sich umzusehen, ja ohne jeden Gruss, mit langen, hastigen Schritten dem Hallreep (Strickleiter) der Loreley zueilte. Er schien die Planlen des Schiffes für einen gefährlichen Boden zu halten, den er je schneller je besser verlassen müsse.

Die Mannschaft der Loreley lachte hinter ihm her, der Kapitän aber rief: "He, Mann! Lotse! Kennt nicht nach davon! Ihr habt ein hübsches Stück Geld mitzunehmen für Eure Dienste."

Der Indianer hielt nur einen Augenblick still, wandte den grauen Kopf mit den ernsten Augen nach dem Kapitän um und murmelte etwas vor sich hin, aus dem der Schiffsherr das englische Wort water-witch (Wasserhexe) herauszuhören glaubte. Mit einem Sprunge war er dann in dem Boote, das schon bereit lag, um ihn an Land zu bringen. Kurz darauf sah man ihn mit starken Schritten den sandigen Weg entlang gehen, der seitwärts von dem Hafen abgeht und nach der aus einigen Hütten bestehenden "Vorstadt" von Laguna führt, wo hauptsächlich die Lotsen wohnen.

"Jungens, wir müssen rauskriegen, was den rothen Kerl so mürrisch macht; es steht was dahinter!" rief der Kapitän den Matrosen zu, die unter dem Befehl des Steuermanns das Schiff mittels Anker und schwerer Ketten "vertäuteten", d. h. so festlegten, daß die langen Ketten ihm Spielraum zum Schwimmen und etwas Bewegung ließen.

In Laguna sind die Hafeneinrichtungen noch sehr primitiv; von all den großen Hülfsmitteln, die in unseren deutschen Häfen den Schiffen zu Gebote stehen, als da sind Quais, Schleusen, Kräne, Winden u. s. w. giebt es dort nichts. Die Natur hat einen Hafen mit gutem Untergrunde geschaffen, und im Übrigen müssen die Schiffe sich selber helfen. So kam es denn, daß die Mannschaft der Loreley am anderen Tage fleißig bei der mühsamen Arbeit des Ballastlöschens war. Mit einer Schiffswinde, die an dem mittleren Masten befestigt war, wurden große Körbe in den Schiffsräum hinabgelassen, einige Matrosen schaukelten unten den Sandballast in die Körbe, die durch die Winde in die Höhe gebracht und in Boote, welche neben der Loreley schwammen, befördert wurden. Die vollen Boote wieder mußten an Land gerudert werden, wo abermals Matrosen bereit standen, um die schweren Sandkörbe in Empfang zu nehmen und, nachdem sie dieselben einige tausend Schritte weit auf dem Rücken bis zu einer kleinen Embuchtung außerhalb des Hafens getragen hatten, sie hier direct in's Meer auszuschütten.

Die Besatzung der Loreley bestand aus dreizehn Mann. Um die schwere Arbeit rasch zu fördern, hatte der Kapitän sechs einheimische Arbeiter (ebensfalls indianischer Abkunft) dazu gemietet, die im Verein mit den Matrosen tapfer und unverdrossen Sand einschaukelten und rüderen. Alle Arbeiter hatten sich, durch das heiße Klima genötigt, der Kleider bis auf das Unentbehrliebste entledigt; ja, die dunklen Indianer verschmähten sogar die Hemden, sie begnügten sich mit einem weiten, baumwollenen Beinkleid, das durch einen breiten rothen Gürtel über den Hüften gehalten wurde. Kein Einziger trug Schuhe oder Strümpfe; wohl aber hatten alle, sowohl die deutschen Seeleute, wie die Eingeborenen, große leichte Ballasthüte auf, um den Kopf vor den am Morgen schon sengenden Strahlen der Tropensonne zu schützen.

Die Arbeit ging flott von statten; die Deutschen sangen dabei sogar trotz der Hitze ihre eintönigen Matrosenlieder, während die Indianer stumm ihre Pflicht thaten. Jetzt war die kurze Frühstückspause zu Ende, die Leute sammelten sich auf's Neue zur Arbeit. Hatten in den frühen Morgenstunden die Matrosen das Trocken und Ausschütten des Sandes besorgt, so sollten nun, da die Sonne höher stieg, die der Hitze besser widerstehenden Eingeborenen jenen mühevollsten Theil der Arbeit übernehmen. Der Steuermann ver-

theilte die Leute. Statt daß die Indianer aber, wie bei Beginn der Tagesarbeit, willig und freundlich an ihren Platz gegangen wären (die Indianer an der Ostküste Mexicos sind nämlich durchweg ein liebenswürdiges und fleißiges Völkchen), weigerten sie sich jetzt ganz entschieden, dem Befehle des Steuermanns Folge zu leisten. Sie verstärkten diese Weigerung, indem sie heftig die Köpfe schüttelten und mit ausgebreiteten Armen nach der kleinen Bucht wiesen, wo die Ballasträger bisher ihre Körbe geleert hatten.

"Nun, was soll das nur wieder heißen?" rief der Steuermann ärgerlich, "der Platz dort unten ist uns zum Ballastwerken angewiesen. Ihr werdet also thun, was Euch befohlen wird. Marsch! Vorwärts! an die Tragörte!"

"Marsch! Vorwärts! Ihr jüßen, verrückten Jungen!" riefen auch die deutschen Matrosen lachend. Sie suchten die Indianer scherhaft mit sich fortzuziehen. Diese blieben wie angewurzelt stehen und bemühten sich, den deutschen Seeleuten durch hastige Reden in ihrer eigenen Sprache verständlich zu werden. Aus diesen Reden hörte der Steuermann einzelne englische Worte, vor allem das schon früher gehörte water-witch.

"Water-witch?" fragte der Steuermann. "Find denn in diesem verwüsteten Erdewinkel alle Menschen verrückt! Giebt's hier See-Ungethüme mit Weiberköpfen und Fischschwänzen? raus damit, wo ist der Nick?"

"Nick! Nick!" wiederholten die Indianer mit lebhaften Gesten der Zustimmung, indem sie immer wieder nach der kleinen Meeresbucht deuteten.

"Ah so, dort wohnt der Nick, und Ihr fürchtet Euch, ihm unsern Sand auf den Kopf zu werfen? Er könnte wohl gar böse werden und sein großes Fischmaul aussperren, um Euch und die Loreley und ganz Laguna zu verschlingen?" Ein lautes Gelächter von Seiten der deutschen Matrosen folgte diesen Worten des Steuermanns, der dann fortfuhr: "Ja, ja, diese Rothäute! Unsere ganze deutsche Bildung leidet Schiffbruch an der Unfehlbarkeit ihres Glaubens. Na, segelt denn den alten Kurs! Ihr Leute in die Boote und unter die Körbe, und Ihr starke Gläubige hinunter zu den Schauseln und an die Winde!"

Mit Hurrah gingen die Matrosen wieder an die zugewiesenen Posten, während die Indianer, einen dumpfen Freudentaut ausstoßend, an ihre früheren Plätze im Schiffsräum und an die Winde eilten.

Während dies geschah, befand sich der Kapitän nicht an Bord. Die Loreley war von den Rhedern nach Laguna geschickt worden mit dem Auftrage, dort eine volle Ladung Mahagoniholz zu kaufen und nach Hamburg zu überführen. Der Kapitän hatte also nicht nur die Verpflichtung, für Schiff und Mannschaft, sondern auch für die Anschaffung der Ladung zu sorgen.

Laguna besaß im Jahre 1873 nur vier Handelshäuser, darunter drei englische, das vierte war von einem Deutschen in Verbindung mit einem Spanier gegründet worden. Natürlich Weise wandte sich der Kapitän der Loreley wegen Ankaufs seiner Ladung an das Handelshaus, wo er gewiß war, einen Landsmann zu finden. Und so kam es, daß Kapitän Eberhard, während sein Steuermann mit den indianischen Arbeitern sich herumzankte, in dem Comptoir des deutsch-spanischen Handelshauses saß, um wegen einer Ladung Mahagoniholz zu verhandeln.

"Muß es durchaus nur Mahagoni sein?" fragte der Chef des Hauses, "Mahagoni kostet außerordentlich schwer."

"Oh, die Loreley ist zwar ein schlankes Ding, besitzt aber große Tragfähigkeit," antwortete der Kapitän, "es darf nur Mahagoni sein."

"Das ist schade," erwiderte der Handels herr, "von Blaurohlz besser Qualität hätten wir eine hübsche Ladung von 6000 Quintal (1 Quintal = 100 englische Pfund) am Platze. Mahagoni aber müßte erst von den Ranchos herabgeschafft werden."

"Gut! Schaffen wir von den Ranchos herbei! Ich werde einen Leichter nehmen und selber aufsegeln," meinte der Kapitän.

"Wünschen Sie einen zuverlässigen Mann, der die Laguna und die Mündungen der Flüsse gründlich kennt?" fragte der Herr des Hauses. Ohne Antwort abzuwarten, fuhr er sogleich fort: "He, Pedro, lauf und bringe den Jose Maria hierher; 's gibt ein Stück Geld für ihn zu verdienen. He, flink!"

Auf diesen Ruf war für einen Augenblick ein gelbes Knabengeicht in der offenen Thüre des Gemaches sichtbar geworden und dann rasch verschwunden.

"Machen wir's uns bequem, bis der Alte kommt," sagte der Kaufmann, nahm aus der Tasche seines weiten Baumwollrockes einige lose Cigarren, die er dem Seemann anbot, zündete sich selber eine an und warf sich dann dem deutschen Besucher gegenüber in einen niedrigen, langgestreckten Sessel.

Als die Cigarren glimmt, fuhr er fort: "Der Alte wird zwar Schwierigkeiten machen, denn der Nick hat sich kürzlich gezeigt . . ."

Der Kapitän fuhr lachend auf: „Der „Nid“? Was in aller Welt hat dieser Unsinn zu bedeuten? Ich habe darüber schon mit den Vöchten außerhalb der Barre einen Tanz gehabt; die Kerle wollten die Loreley nicht in den Hafen bringen und schwärmten unflugles Zeug von der water-witch und dem Nick.“

„Es muß schon was dran sein,“ antwortete der Kaufmann, „unsere gute Insel befindet sich seit einiger Zeit in Aufregung. Aber hier ist ja der Jose Maria; er hat die water-witch selber gesehen und kann daher am besten Auskunft geben.“

Unterdeß war ein alter Mann eingetreten, der, so lange die Herren sprachen, bescheiden an der Thüre stehen blieb. Bei den leichten Worten des Handelsherrn sah sich der Kapitän nach dem Ankömmling um... Sein alter indianischer Vater stand vor ihm.

„He, Ihr seid der Jose Maria, der mit der water-witch so vertraut ist?“ rief der Kapitän.

Der alte Indianer machte über seiner Stirne das Kreuzzeichen und redete dann einige Worte in seiner Sprache zu dem Handelsherrn. Dieser wandte sich lächelnd zu dem deutschen Seemann und sagte: „Sie müssen durch Ihre Zwangsmäßregeln bei dem Tanz dem armen Jose einen argen Schrecken eingejagt haben, er erklärt mir eben, daß er lieber den bösen Mächten selber, als Ihnen dienen wolle.“

„Ah was, Alter! Wir Deutschen sind keine Menschenfresser; wir lassen uns aber auch nicht durch Märchen und sonstige Narrettheit von unserer Pflicht abhalten. Nun seid 'mal gemüthlich, alte Rothaut. Hier! Prost! Das ist deutsches Getränk! Ich hoffe, wir werden noch sehr gut mit einander auskommen.“

Bei diesen Worten hatte der Seemann sein eigenes leeres Glas auf's Neue mit dem perlenden Schaumwein gefüllt, den der Kaufherr schon zu Anfang des Besuches hatte bringen lassen.

„Ich würde es als unhöflich erachten, dieser Einladung nicht Folge zu leisten,“ jagte der Kaufmann in spanischer Sprache zu dem Vöten. Doch dieser, mit blauartigem Augenaufschlag die beiden Herren mustern, näherte sich nur langsam und zögernd dem dargebotenen junkelnden Glase.

„Was ist's nun mit der water-witch?“ fragte der Kapitän, den die Vorstüdt und der Ernst des Indianers belustigten.

„Ja, redet, Jose Maria! Niemand hat ein solches Urtheil in dieser Angelegenheit wie Ihr, die Ihr den „Nid“ und sein frevelhaftes Treiben mit eigenen Augen gesehen habt. Redet, daß der Deutsche erkenne, wie klug und weise die Vöten von Laguna sind.“

So sprach der mexicanische Kaufherr; der Indianer folgte der Aufforderung, indem er seinen Hut auf die Erde zu führen der beiden Herren legte, sich selber an die Wand lehnte und nachdem er abermals das Kreuzzeichen über Stirne und Brust gemacht hatte, mit einstöngiger Stimme also begann:

„Als der große Gott die Welt schuf mit all den großen jagbaren Thieren und den nützlichen Fischen, da sagte er, es ist gut, dem Menschen ein Schrecknis zu schaffen, daß er nicht übermächtig werde und in seinem Herzens Unverstand verwüste und zerstöre, was ich, der große Gott, geschaffen habe in sechs Tagen. So nahm der große Gott ein Weib, eine Schildkröte und einen Haifisch und daraus machte er die water-witch. Er gab ihr die Schönheit des Weibes, die Fühllosigkeit der Schildkröte und die Grausamkeit des Haifisches, setzte sie in's Meer und gab ihr Befehl, auf dem Meeresgrunde zu wohnen. Nicht anders darf die water-witch an das Licht der Sonne herauskommen, als wenn ihr Befehl wird von dem großen Gott, die Menschenkinder zu warnen. Dann taucht sie von dem Grunde des Meeres auf und wiegt im Mondenschein ihre Glieder auf der Meeresschlucht. Es ist dies aber immer ein Zeichen, daß der große Gott über die Sündhaftigkeit der Menschheit erzürnt ist und ein Strafgericht schicken wird, einen großen Wind aus Norden, der alle Schiffe aus einander bricht und die Fluth über das Land jagt, daß alle Die sterben müssen, die seine Zeichen nicht achten —“

„Und Ihr, Jose? Wann habt Ihr die water-witch gesehen?“ fragten die beiden Herren, die, ohne dessen inne zu werden, bei der eintönigen Erzählung des Indianers ernst geworden waren.

Jose Maria hielt einen Augenblick inne und fuhr dann in demselben Tone fort: „Die Scheibe des Mondes rundete sich zum letzten Male, da fuhr ich, Jose Maria mit Namen, hinaus in die kleine Bucht von Laguna, um die Schildkröten zu jagen, die auf dem nächtlichen Wasser schlafen. Das Gold des Mondes blitzte auf den dunklen Wassern, aber die Schildkröten waren alle untergesunken, keine einzige schwamm im Mondenschein daher. Da rauschte die Fluth, die schwarzen Wellen wurden gespalten, und ein Weib tauchte auf, weiß und leuchtend, mit Augen, so schwarz und strahlend wie die Sternennacht. Das Weib theiste mit weißen Armen die Fluth, sein nachtdunkles Haar

schwamm wie ein Schleier rings um den leuchtenden Leib. Zugleich tönte ein Rauschen und Singen im Wasser. Ich befahl meine Seele dem guten Gott, schloß die Augen und hielt mich ganz still in meinem Boote. Als das Singen und Rauschen aufhörte, machte ich sie wieder auf, und ich sah weitwärts in der Fluth, dicht unter den überhängenden Bäumen am Ufer des Meeres den „Nid“ verschwinden. Die Wasser zitterten, und der Mond ward dunkel.“

„Da hätten wir also die water-witch!“ rief der Kapitän mit erzwungener Fröhlichkeit, denn wider Willen konnte er sich eines tiefen Eindrückes bei der im Tone gläubigster Überzeugung vorgetragenen Erzählung des nur halb civilisierten Menschen nicht entziehen, „wo ist aber das Strafgericht? daß Unglück, das nothwendig dem Erscheinen der water-witch folgen muß?“

„Seine Stunde hat noch nicht geschlagen; aber es kommt, es kommt, wenn seine Zeit da ist, nach dem Befehle des guten und gerechten Gottes,“ erwiderte der Indianer mit unerschütterlichem Ernst.

Trotzdem der deutsche Kapitän und der mexicanische Kaufmann sich hoch über diesen kindlichen Natur-Uberglauben erhaben dünnten, konnten sie sich doch einer peinlichen Stimmung nicht erwehren.

Um dieser Stimmung ein Ende zu machen, sagte der Handelsherr: „Ganz recht, Jose Maria! Aber sagt uns doch, wie weit die Gewalt der water-witch geht? Herrscht sie nur über die Laguna de Terminos? Oder über die ganze mexicanische See? Oder aber reicht ihre Allgewalt auch über Länder und Flüsse, über Wälder und Alterspflanzungen der Menschen?“

„Der gute und gerechte Gott schuf die water-witch, daß sie die Seefahrer warne vor den Gefahren, die der große Wind aus Norden bringt. Darum ist ihre Geburtsstätte die Laguna, und ihr Reich umfaßt das Meer unserer Väter und Brüder. Über das Land aber und über seine Flüsse und Städte hat die water-witch keine Gewalt.“

„Das trifft sich herrlich!“ rief der Deutsche aus, dem die kindlich-märchenhafte Anmachung des rothen Mannes nun doch Langeweile verursachte, „ich will morgen durch die Laguna nach dem trüben Fluß (ein bedeutender Fluß, der aus dem Inneren Mexico's kommt, in die Laguna de Terminos mündet), um auf den binnensländischen Ranchos eine Ladung Holz zu kaufen. Wollt Ihr, Jose Maria, Euer Fahrzeug und Eure Person mir leihen, um gegen guten Lohn das Holz herbeizuhaffen?“

Der Indianer trat rasch einen Schritt näher und streute seine magere Rechte dem Deutschen entgegen: „Gott ist gerecht und gut,“ sagte er, „der arme Mann soll nicht hungern und dorben, wenn das Strafgericht kommt vom Himmel. Hier meine Hand: Jose Maria wird morgen mit Sonnenaufgang sein Fahrzeug in den Dienst des deutschen Seefahrers stellen.“

Nachdem dann noch das Nähere vereinbart und festgestellt war, und der Kapitän von dem Kaufherrn genaue Angaben über den Rancho und die Art des Holzhandels dort empfangen hatte, ward der Indianer verabschiedet. Der Alte ging an den Strand, wo sein Boot lag, um nachzusehen, was er für Vorbereitungen zu der Fahrt zu treffen habe.

* * *

Am anderen Morgen, bald nach Sonnenauftgang, hielt der Steuermann der Loreley Aussicht über die See, auf welcher das Leben des Tages erwachte. Zahlreiche Canoes schwammen der Ausfahrt zwischen Port Xicalango und der Insel Carmen zu, um das Meer zu gewinnen, wo sie Fischfang treiben wollten. Zwei Leichter (kleine Segelfahrzeuge, die größeren Schiffen Ladung zusühren oder abnehmen) hatten ihre Segelflächen ganz entfaltet, um von dem lauen Südostwind Kraft zu gewinnen, das mächtige Holzfloss, das sie mittelst derben Tauen dwars achterwärts zwischen sich bugsierten, nach der Ausfahrt der Laguna und noch einige Seemeilen weiter, bis zu einem außerhalb der Barre ankernden Schiffe zu befördern. Ein anderes Boot, mit einigen indianischen Weibern besetzt, die sehr gewandt ihre Kuder gebrauchten, kam der Loreley auf Rufweite nahe; eines der dunkelhäutigen Weiber rief nach der Loreley hinüber: „Schildkröten, Sennor Kapitän, Schildkröten, gute große Schildkröten, das Stück nur einen Real (50 Pfennige)!“ Der Steuermann beachtete den Ruf nicht; da das Boot aber immer näher kam und der Ruf lauter und eindringlicher fortwährend wiederholt wurde, so stampfte der Steuermann endlich mit den Füßen und schrie: „Schert Euch zum Kuckuck, ich habe Euch erst gestern zwei „turtles“ abgekauft; wir können doch nicht Morgens, Mittags und Abends turtlesoup essen!“ Das Boot machte kehrt, um seine Waare bei einem anderen Schiffe anzubieten. Der Seemann spähte wieder in die Ferne, und als er diesmal ein Segelboot mit geblähtem Tuche auf die Loreley zu kommen sah, ging er nach der Kabüte und rief in die offene Thüre: „Kapitän, der Leichter ist in Sicht!“

XVII. Jahrg., Heft 21.

„Gut, ich komme!“ antwortete der Kapitän in der Kabüte, wo er sich zu der Lagunenfahrt rüstete.

Wenige Minuten später lag der Leichter langliegs der Loreley, und der Kapitän erschien, in einen hellen Rock gekleidet, auf Deck. Ehe er seinen Fuß auf das Fahrrad setzte, sandte er einen Gruß nach dem kleinen Segler hinunter, wo Jose Maria mit finstrem Gesicht am Steuer stand. Er rief hinab: „He, Alter, Wind und Wetter sind ja gut, was trübt Eure Laune? Habt Ihr wieder den „Nid“ gesehen?“

Der Indianer hob langsam das Haupt und machte eine verneinende Bewegung; zugleich wies er nach dem Bordtheile seines Schiffes. Dort saß auf einem Haufen verschlissenen Tauwerkes ein junges Mädchen, den rechten Ellbogen auf's Knie und den Kopf wieder in die dunkle Hand gestützt.

„Alle Wetter, ist das braune Mädel hübsch!“ rief der Steuermann auf der Loreley aus, indem er vor Überraschung ganz den Respect vor seinem Kapitän vergaß.

Der Kapitän war unterdeß in den Leichter hinabgesprungen.

„He, Eure Tochter?“ fragte er den Vöten, auf die Ahnlichkeit zwischen diesem und der jungen Indianerin deutend.

Ohne die Frage zu beachten, rief der Vöte mit beschleuder Stimme: „Juana —!“

Das Mädchen hob den Kopf und schaute trostig dem Rufe entgegen. Der Alte sprach aber nicht weiter, sondern deutete nur mit einer energischen Handbewegung in's Wasser. Während nun Juana den Kopf in den Nacken warf und langsam, widerstreitend dasbaumwollene Tuch von ihrem Haare löste, auch des Oberkleides sich entledigen wollte, surzum sich bereitete, in's Wasser zu springen, sagte der Kapitän, der den alten Vöten bereits genug kannte, um, auch ohne dessen Sprache völlig zu beherrschen, ihn doch zu verstehen: „Wenn Eure Juana an Land zurück muß, werdet Ihr sie doch nicht in's Wasser schicken?“

„Heda, Mädchen, mach', daß Du auf die Loreley kommst! — He, Steuermann! Ich thue Euch doch einen Gefallen, wenn ich die nette braune Dirne an Bord schicke? Aber mit dem nächsten Ballast-Abgange wird Donna Juana an Land gesetzt! Verstanden?“

„Mit dem nächsten Ballast-Abgange,“ wiederholte der Steuermann, der bereits der jungen Indianerin seine Hilfe anbot, um ihr an Bord zu helfen.

Das Mädchen, slink und geschmeidig wie eine Wildkatze, war schon allein die Strickleiter emporgelommen, stand hochaufgerichtet still und band ihr Kostüm wieder über das schwarze Haar, indem sie mit finstrem Blicke dem absegelnden Leichter nachschauten.

(Schluß folgt.)

Natürlich verboten.

Sonnenwende.

Von John Henry Mackay.

Ruhst du, Herbst, schon? Unaufhaltsam
Löst ein Tag den andern ab,
Reißt sich von der Zeit gewaltsam
Und sinkt sonnenlos hinab . . .

Weile, Licht! Laß deine Strahlen
Auf die Fluren, todbereit,
Gold'ne Sonnenbilder malen
Wie in reifer Sommerzeit.

Laß den letzten Falter gaukeln
Durch das Röhricht, rieddurchhaucht,
Eh' mein Kahn mit stillem Schaufeln
In die Nebelserne taucht.

Dränge auf die warme Lippe
Mir ein leichtes, frohes Lied,
Das der Möve gleich die Klippe
Jedes Schmerzes kühn umsieht.

Spieg'le dich in meinem Weine,
Um ein leutes Jauchzen wirb:
Zeige einmal mir noch deine
Ganze Schönheit, Licht! — und stirb! . . .



Mutter Sprung in der Markthalle.

Nachdruck verboten.

Aus den Markthallen Berlin's.

Von Hans Düring.

Mit vier Abbildungen von A. Stamer.

Sie alten, guten Wochenmärkte — wie viele Thrennen sind gelösst, als sie dem Lote alles Erdlichen verloren! Sie hatten eine so ehrwürdige Vergangenheit: da war der Kram auf dem neuen Markt, auf welchem es schon im siebzehnten Jahrhundert „halb Stie“ das heißt Havelspitze und Spanische Bismarckstrasse zu laufen gab, da hatte weiter bereits eine allerhöchste Kabinets-Ordre aus dem Jahre 1728 „die Einrichtung von Fleisch- und Brotdischarren, von Fisch- und Krautmärkten“ auf dem Gendarmen-Markt befohlen, da glänzten die altbewährten Märkte des Dönhoffplatzes, des Alexanderplatzes, des Belle-Allianceplatzes und des Oranienburger Tores. Neunzehn Wochenmärkte bestanden in Berlin, auf denen sich meist zweimal wöchentlich der stolze Budenbau aufrichtete, zu denen die Küchenräuber der ganzen Stadt oder auch die Herrinnen selbst vertrautenvoll mit wohl gefüllter Börse und leerem Korb wallten, um mit leerer Börse und vollen Körben, gratis angekündigt außerdem durch die sprichwörtliche Grobheit der Marktweiber, heinzufahren.

Heute sind wir uns wohl alle darüber klar, daß jene offenen Wochenmärkte mit ihren gegen Staub, Wind und Unwetter ungeschützten Ständen, mit ihrem oft geradezu unerträglichen Schmutz eine Schmach für die emporstrebende Weltstadt waren. Und trotzdem flohen ihnen wirklich ungezählte Thrennen nicht nur die Verlänger und Händlerinnen klagten und jammerten über die bevorstehende Steigerung ihrer Unfosten, auch die Hausfrauen meinten, einer gewaltigen Thenerung entgegenzugehen. Markthallen! Wer sollte denn die enormen Kosten des Grunderwerbes für dieselben, wer die Kosten für ihren Bau und Betrieb tragen? Mußte nicht in letzter Instanz das Alles von dem knappen Wirthschafts-Etat der Familie bestritten werden? 10233 Verlänger standen nach den statistischen Nachweisungen allwochenlich auf den Wochenmärkten, wie sollten sie in den neu zu schaffenden Hallen Unterflucht finden?

Von einsichtiger Seite war demgegenüber seit Jahrzehnten auf die Notwendigkeit hingewiesen worden, die offenen Wochenmärkte zu beseitigen. Schon 1867 erschien der umfangreiche Reisebericht einer städtischen Deputation, welche die Markthallen der ausländischen Großstädte bereit hatte und sich für die möglichst baldige Schöpfung gleicher Einrichtungen in Berlin aussprach, indessen sollte noch viel Wasser die geduldige Spree hinunterrinnen, ehe jene gutgemeinten Vorschläge sich verwirklichten. In der vielberufenen Gründungs-Periode wollte sich zwar eine Artige Gesellschaft warmherzig des Projektes annehmen, das königliche Polizei-Präsidium hatte aber mit Recht sehr lebhafte Bedenken, einer Erwerbsgenossenschaft in dieser, die gesamte Lebensmittelversorgung der Stadt wesentlich beeinflussenden Frage weitergehende Rechte einzuräumen. Dann kam jener großartige, alle Erwartungen weit übertreffende Aufschwung Berlins, der eine lange Reihe anderer umfangreicher städtischer Unternehmungen: Kanalisation, Wasserwerke, Errichtung des Central-Bieh- und Schlachthofes &c. notwendig machte, — die Markthallen mußten nochmals zurücktreten, und erst 1882 gewann die Angelegenheit mit der Erwerbung einiger, nahe der Stadtbahn gelegenen Grundstücke der neuen Friedrichstraße behutsam Erbauung einer „Central-Markthalle“ festere Ge-

stalt, — am 18. Juli 1883 konnte der erste Spatenstich für den großartigen, von dem Stadtbaurath Blanckenstein entworfenen Bau stattfinden.

Was lange währt,

wird gut.

Es war inzwischen ein umfassender, einheitlicher Plan für die Versorgung der ganzen Stadt mit Markthallen gereift; während die

Central-Markthalle die Hauptaufgabe erhielt, ein Mittelpunkt des Großhandels in Lebensmitteln und die Haupt-Bezugssquelle für die späteren, kleineren Markthallen zu werden, dabei aber auch den Kleinverkehr der bisherigen Wochenmärkte vom Alexanderplatz und Neuen Markt aufzunehmen sollte, wurden zunächst für die innere, engbaute Stadt, deren Entlastung von den offenen Wochenmärkten besonders wünschenswert erschien, drei Detail-Markthallen projectiert, welche zwischen Linden- und Friedrichsstraße nicht weit vom Belle-Allianceplatz, in der Zimmerstraße und in der Dorotheenstraße entstanden. An diese schlossen sich demnächst noch vier weitere Hallen, auf dem Magdeburger Platz, in der Ackerstraße, in der Buckowerstraße und in der Andreasstraße an, die mehr den Bedürfnissen der Peripherie zu dienen bestimmt waren.

von vornherein ihre Kunst zugewendet hatten. Die verhältnismäßig äußerst niedrig bemessenen Standpreise, — es zählt z. B. der Kleider für den Quadratmeter und Tag 40, der Kartoffelhändler 20, der Händler mit grober Holzware 10 Pfennig, — auf der einen Seite, die neue Organisation des Großhandels, auf welche wir noch zurückkommen, auf der anderen Seite, die überaus schnell sich entwickelnde Antheilnahme des Publicums endlich und damit der sich stetig steigernde Absatz ließen sogar bald eine entschiedene Verbesserung der Lebensmittel eintreten. Nicht lange, und die früheren Markthallen-Gegner, noch mehr aber die schatzungigen Gegner waren in ebenso viele Freunde der neuen Wohlfahrtsseinrichtung umgewandelt. Es konnte auch gar nicht anders sein: wer die Wochenmärkte von ehemal feste und zwischen ihnen und den Markthallen einen Vergleich zieht, muß den entschiedenen Fortschritt zum Besseren sofort erkennen. Dort die elenden, dem Staub, dem Frost und Regen ausgesetzten Buden, hier die hellen und lütigen, peinlich sauberen Stände, — welch ein Unterschied für jede Hausfrau, die einzulaufen versteht! Welch ein Unterschied aber auch für die Verkäufer, denen an dem guten Aussehen und der Conservierung ihrer Ware gelegen ist! Nehmen wir die äußerst genaue Kontrolle der Marktpolizei, welche erst in den Markthallen zur vollsten Entfaltung kommen konnte, die aber heute jedes nicht genügsame Lebensmittel rücksichtslos mit Beschlag belegt, hinzu, so haben wir wahrlich Gründe genug, um uns des heutigen Zustandes zu freuen.

Reinliche Ordnung und größte Sauberkeit, das sind die Hauptvorzüge, welche gerade die Berliner Markthallen vor denen der übrigen Großstädte auszeichnen. Es ist wirklich ein Vergnügen, durch die langgestreckten Reihen der Stände zu schreiten und sich an der „Appelliertheit“, — wir wissen keinen besseren Ausdruck, — zu erfreuen, mit welcher die ausgelegten Waren sich präsentieren: die schwere Fleischstände, die Marmorbassins für die Flüssigkeiten, die Gemüse-Auslagen, die mächtigen Körbe mit dem Extrakt der berühmten Werder'schen und Teltower Obrikplantagen und die fast kostbare Blumenläden. Wir möchten es als einen wesentlichen, auf eben diesen Vorzügen beruhenden Erfolg der Markthallen ansehen, daß auch die Hausfrauen der oberen Berliner Gesellschaftsklassen heute zu ihren regelmäßigen Kunden geworden sind. Ehemals kostete ein Besuch selbst auf dem vornehmsten der alten Wochenmärkte, auf dem Gendarmen-Markt, einige Überwindung, heute scheut sich keine einfache Dame, in einer der Markthallen einmal selbst sich von den Preisen — und der Zuverlässigkeit der Küchenice zu überzeugen, und besonders in Berlin W, vor der Markthalle auf dem Magdeburger Platz, kann man oft Reihen von hochelaganten Equipagen sehen, deren Herrinnen drinnen ihre Einkäufe für das Diner des nächsten Tages persönlich erledigen. Selbst der Ton des Geschäftsvorlesers ist dadurch ein anderer geworden, die einst sprichwörtliche „Deutlichkeit“ der Marktfrauen stirbt mehr und mehr aus. Die typischen Figuren der Berliner Colleginnen von Mademoiselle Angot sind freilich noch nicht ganz verschwunden, aber ihre vermieteten Gestalten mit dem riesigen wachsleinenen Bettendach über dem würdigen Haupte treten doch vor liebenswürdigeren Erscheinungen zurück. Der Verlehr selbst spielt sich trotz des oft riesigen Wagens und Treibens verhältnismäßig ruhig ab, die Händler wissen, daß das Auge



„Zum Ersten... zum Zweiten... zum Dritten!“

des Gesetzes über ihnen wacht, und daß jede Ausdehnung unmöglichlich gehindert wird.

Dem Großhandel erschloß die Gründung der Central-Markthalle ganz neue Formen und gab ihm einen ungeahnten Aufschwung. Das eigentliche Geschäft ruht hier in den Händen von etwa fünfhundert privaten Großhändlern und einer beschränkten Anzahl von „städtischen Verkaufsmittlern“. Durch die letzteren, welche bei der Stadt eine Caution von zweitausend Mark hinterlegen müssen, soll den Händlern und vor Allem auch den Produzenten des ganzen Landes Gelegenheit gegeben werden, ihre Erzeugnisse durch streng reelle, nach bestimmten Statuten geregelte Vermittelung angemessen zu verwerten. Eine solche, besonders für die Landwirththe hochwichtige Einrichtung, wie man sie in Paris und London seit lange kannte, fehlte früher in Berlin ganz; die ländlichen Produzenten, welche ihren Absatz weder in der nächsten Kreisstadt noch bei herumreisenden Kaufmännern finden konnten, sandten ihre Ware ehemals einem Agenten oder Großhändler in Berlin zu und mußten sich, — bei dem Mangel jeder öffentlichen Notierung der Engros-Marktpreise, — mit dem begnügen, was jener ihnen zu zahlen für gut fand. Heute kann jeder Produzent seine Ware einfach an einen der städtischen Vermittler oder auch an die Verwaltung der Markthalle selbst überbringen und ist sicher, einen der Qualität angemessenen Preis dafür zu erzielen. Uebrigens mag hier zu Nutz und Frommen Dergleichen, so es angeht, eingeschaltet sein, daß es sich erfahrungsmäßig empfiehlt, nur tadellose Ware einzubringen, denn nur diese findet im freihändigen Verkaufe oder bei den täglich abgehaltenen Auktionen schlanke Absatz und gute Preise; für die verwöhnten Kinder der Hauptstadt ist eben auch das Beste gerade nur gut genug.

Um acht Uhr Abends, sobald ein Glöckchen den Schluss des eigentlichen Marktes kundgethan, beginnt die Wieder-Verproviantirung: in langen Reihen rücken die hochbeladenen Fuhrwerke in die breite Fahrtstraße, welche die ganze Halle durchzieht, — es ist die erste Zufuhr, und sie muß schon um zehn Uhr beendet sein. Von zehn bis zwölf Uhr ist nämlich die einzige Ruhpause in dem gewaltigen Organismus, kurz nach Mitternacht rollen aber bereits die „Markthallenjäger“ der Stadtbahn auf den Perron, und die Thätigkeit hebt von Neuem an. Wagen auf Wagen wird entladen, die gewaltigen Fahrräume sind in ununterbrochenem Betriebe, um die Waren von der hochgelegenen Ausladestelle in die Halle oder die Keller zu befördern, wo sie sofort auf Rollwagen verteilt und den Ständen der Großhändler oder den Geschäftsräumen der Verkaufsmittel zugeführt werden. Bald meldet sich auch, während die Stadt noch im tiefen Schlaf ruht, das Rahmen der Schlächter- und Gemüsewagen wieder an, die oft zu dreien neben einander in die Markthalle einfahren; dann kommen die Blumenhändler und Händlerinnen, an einzelnen Tagen erscheinen auch Bildhändler aus der Provinz mit reichen Schäßen. Noch während die Zufuhren fortdundern, beginnt der Engros-Handel: die Verkäufer in den Detail-Hallen decken ihren Tagesbedarf. Kleinhändler aus der Stadt machen ihre Einkäufe oder suchen bei den Auctionen der Verkaufsmittel eine besonders günstige Chance zu ergriffen, Hausträger kommen und geben, um ihre Körbe und Kisten möglichst wohlteil zu füllen. Auch in den kleineren Markthallen entwickelt sich in diesen Frühstunden ein gewisser Großhandel: in der Markthalle zwischen Friedrich- und Lindenstraße decken täglich einige Hundert Restauratoren und Hoteliers ihren Bedarf an Fleisch und Wild, außerdem erfreut sich die Markthalle der besonderen Bevorzugung aller Blumenhändler, während die Halle der Dorotheenstraße durch die großartigen Zufuhren der Werderschen Züchter zu einem Mittelpunkte des Obsthandels geworden ist; man wird nicht fehlgehen, wenn man den hier vermittelten Obstumsatz auf sechs bis sieben Millionen Liter im Jahre schätzt. Wie überraschend schnell sich übrigens der Konsum in den Markthallen gesteigert haben muß, dafür liefert die Thatsache Beweis, daß in dem ersten Betriebsjahr, welches allerdings nur elf Monate währt, vier Millionen, in dem zweiten Betriebsjahr aber schon zwölf Millionen Kilogramm Waren in die Central-Markthalle eingeführt wurden, und daß im letzten Jahre sich jene Ziffer wiederum mehr als verdoppelt.

Um sechs Uhr früh löst im Sommer, um sieben Uhr im Winter der Detail-Betrieb den Großhandel ab. Schon vorher haben die Stände ihr schmuckstes Kleid angelegt, denn die Verkäufer wissen recht gut, wie sehr eine hübsche Auslage die Kunden heranzieht; selbst der Bauer, der vom Dorfe mit seinen Schäßen hereingekommen ist, sucht mit den städtischen Koncurrenten in dem sauberen und übersichtlichen Auspuze seines Karrens zu wetteifern. Hoch thürmen sich die in allen Farben glänzenden Gemüse, die Obsttassen und Körbe werden haarscharf ausgerichtet, in den Marmorbecken



„Nee, Madamken, — det jiebt's nich!“

der Fischhändler verkauft frisches Nah, und die Fleischer drehen und wenden ihre Stücke, bis sie sich von der schmucksten Seite präsentieren. Zugleich walzt die Marktpolizei ihres Amtes: wehe dem Fischhändler, dessen Ware nicht mehr ganz frisch erscheint, wehe dem Butterhändler, der ein Häufchen Margarine ungenannt unter die Naturbutter zu stellen ver sucht, — sie versetzen unrettbar ihrem Schicksal. Und nun stürmen endlich die geliebten Kunden selbst herein: da kommen zuerst die Frauen und Mädchen der kleineren Restaurants, „der klassische Budifer“ erscheint wohl auch selbst auf der Bildfläche; dann mehrt sich die Zahl der kleinbürgerlichen Hausfrauen, welche ihren mäßigen Bedarf nirgends schneller und billiger ersteilen können, denn hier. Einmal später taucht das „Mädchen für Alles“, bald gefolgt von der vornehmsten „Köchin“, auf, — die Lieblinge der Händlerinnen, denn sie markten, da es ja nicht aus dem Eigenen geht, weniger um den Pfennig, als die sparsame Hausfrau. So wogt und wirbelt es durch einander, bis mit dem Glöckchenklage Eins sich die Hallen schließen. Erst um fünf Uhr öffnen sich die Pforten aufs



Beim Fischhändler.

Neue, und der Verkehr dauert dann bis acht Uhr, an den Sonnabenden, mit Rückicht auf die Arbeiterfrauen, bis neun Uhr Abends. Sonntags sind die Hallen bis neun Uhr geöffnet, und es liegt der Schwerpunkt des Sonntagshandels hauptsächlich in dem Umtrage von Fischen, da man diese möglichst frisch in die Küche zu bringen sucht. „Frische Fische, — gute Fische“, sagt ja das alte Sprichwort mit Recht. Bedauernswert ist übrigens, daß der Handel mit See fisichen immer noch nicht den Aufschwung genommen hat, den man bei der Erleichterung des Beuges erwarten müßte; es kann gar nicht oft genug auf die Bedeutung der See fische als Volksnahrungsmittel hingewiesen werden, und man sollte, wo und wie nur möglich, ihre wirtschaftliche Verwendung fördern. Ich glaube, die Ursache, daß die Gaben Neptune's sich nicht leicht in den kleineren Haushaltungen einbürgern wollen, liegt weniger in den Preisen, — denn dieselben sind zu Zeiten gerade in den Markthallen überraschend niedrig, — als in der Unkenntnis der Hausfrauen über den Nährwert und über zweckmäßige Zubereitungs-Arten der See fische. Es wäre wohl eine lohnende Aufgabe, diese beiden Punkte in einer massenhaft zu verbreitenden kleinen, durchaus volkskümlich zu haltenden Schrift weiteren Kreisen klar zu legen.

Wenn sich die Besichtigungen derer, welche eine Vertheuerung der Lebensmittelpreise durch die Markthallen kommen zu sehen meinten, nicht erfüllten, sondern gerade das Gegenteil eintrat, so hat andererseits auch die Meinung derer sich als unrichtig erwiesen, die eine schwere Belastung des Städtebaus durch die kostbaren Bauten für bevorstehend erachteten.

Die Markthallen erhalten sich vollkommen selbstständig, sie nehmen nicht nur seinen laufenden Betriebszufluss in Anspruch, sondern verzinsen auch das aufgewandte Bau- und Grunderwerbskapital und bringen eine reichliche Amortisations-Cuote auf. Der Jahres-Grat sämlicher Hallen, welche unter einem gemeinsamen Director stehen, beträgt, nebenbei bemerkt, zur Zeit die respectable Summe von 1.837.352 Mark. Der Ertrag der Mielen und Standgelder in der Central-Markthalle beläuft sich allein auf jährlich 660.000 Mark.

In der That: die Reichshauptstadt kann auf ihre Markthallen und auf deren musterhafte Verwaltung stolz, — was für uns aber noch wichtiger ist, unsere verehrten Hausfrauen können mit den angenehmen Erleichterungen, welche ihnen durch jene erwachsen sind, zufrieden sein.

Reichtum.

Novelle von Alfred Friedmann.

Des Weibes Fehler ist des Mannes Schutz.

Rasmo, Marchese di Caltanissetta, war ein Adonis. Aber er war auch ein Gelehrter. Rasmo, Marchese di Caltanissetta, wenn er den Witz seines Rotterdamer Namensvetters befreiste, hätte sich über seine eigene Nartheit belustigen können, die da hieß Pedanterie. Er hatte in Reggio di Calabria das Licht der Welt erblickt und kam gleich als Christus auf diesen wohlerleuchteten Erdball.

Wäre sein Ich aus gewöhnlicheren Atomen zusammen gesetzt gewesen, so würde er sich nach einigen unerlässlichen Gehirn-Turnübungen den edlen Nichts-thuerei, wie so viele seiner Alters- und Standesgenossen hingegangen haben. Er hätte zu rechter Zeit zur Season in London in Rotten Row galoppirt, er wäre im Mai oder Juni vom Café Riche bis zu der Rue Royale gekommen, er hätte beim Blumen-Corso in den Florentiner Cascinen ein herrliches, leidenschaftliches Gespann gelenkt, er hätte in Rom und Nizza Roccoli geworfen, — kurz, das Leben eines Brummel, eines Norm, eines Brillat-Savarin tomte das seelige sein. Er durfte auch Seefahrer werden und die Welt umsegeln, um wie ein guter Bordeaux, Port oder Sherry, nach Jahresfrist vollthätiger wiederzukehren.

Für kein Gold, und er war noch obendrein ein Apoll, hätte sich ihm jedes verarmte Fürstenhaus, jedes Gräfenschloß aufgethan, Prinzen hätten ihm ihre Töchter zur Ehe angeboten. Aber der arme Narr liebte weder den Duft der Rosen, noch den Wehrlang der süßen Nachtigall, noch die Seidenfelle edler Rossen, noch das Vogengechaukel südländer Meere. Er betete nicht die Schönheit stolzer Frauen an, welche Lippen wie Rosen, Stimmen wie Nachtigallen, keine Knöchel wie Rassepferde und wechselnde Stimmungen wie Meeresschwäne haben.

Ihm war die Schweinshaut eines Elezivbandes mehr, als der Belinteint einer Tochter seines labaghuligen Landes. Er lebte mit Incumbeln und

alten Bibelausgaben, er forsche in den Klöstern Calabriens nach Palimpsesten, und so manche verlorene Handschrift verdankte ihm ein erneutes Bibliotheken-Dasein. Er war bei den alten Griechen und Römern besser zu Hause, als in den Wäldern der heimathlichen Abruzzen, und wenn man die Sprache von Hellas in Altgriechenland noch geredet, so hätte sein stilles Gelehrten-glück keine Grenzen gespannt.

* Es gab keine ethnographische, geographische, sprachwissenschaftliche, überhaupt keine gelehrte Gesellschaft, deren correspondendes Mitglied er nicht gewesen wäre, und wenn er selbst auch noch kein epochemachendes Werk veröffentlicht hatte, so war es wahrlich nicht Mangel an Stoff und Wissen, der dies verschuldete.

Er hielt aber die Jugend, — er zählte gerade achtundzwanzig Jahre, — nicht für die geeignete Zeit, um der Menschheit Lehren zu erteilen, und er fand, daß Rousseau, der mit vierzig Jahren seine erste Zeile schrieb, recht gut noch eine Weile hätte warten können.

Dieser ausgezeichnete Mann, dem es weder an Herz noch an Gemüth und Lebenslust fehlte, ja, der sogar seinen angestrengten Arbeiten bereits eine hübsche Summe von — Nervosität verdankte, ging eines Abends lustwandeln vor die Thore seiner guten Stadt Reggio di Calabria.

Er promenirte eine Weile vor der Präfectur, besah sich des Erzbischof's stattliches Palais, den Gerichtshof, der die ersten Instanzen entschied, den anderen, welcher die Interessen Handelreibender zu wahren hatte, freute sich des schönen Gymnasial-Pyramids, in dem künftige Pedanten groß gezogen wurden, bedachte vor dem Deutschen Viceconsulat Werth und Wirkung der Alliancen, beschritt den heiligen Dom, dessen Hallen zwei Erzbischöfen als Manoleen dienten, und grüßte auf der Piazza Vittorio Emanuele die von Larussa gemeischte Statue des Re Galantuomo.

Nachdem er also die ihm langvertrauten Sehenswürdigkeiten der Baterstadt wieder in sich aufgenommen, lenkte er seine Schritte nach den geringeren Vierteln, in denen es aber von Blumen, sowie von Esszenen und wohlreichenden Wassern duzte. Denn diese letzteren zu bereiten, ist die einträglichste Kunst der Reggianer von Calabrien.

Plötzlich blieb der Marchese Erasmo di Caltanissetta so gebannt stehen, als ob er vor dem Ladeneingange eines Antiquars ein langgezähntes Buch gefunden.

Es war aber keine Antiquität, die Erasmo's Blick fesselte.

Es war etwas Blutiges.

In einer Art von Kindergarten stand eine Jungfrau und lehrte mit Bildern, Gebeten und Worten eine Schar Buben und Mädchen. Die Kleinen sahen wie eine Herde zu ihrem Schäfer, wie Truppen zu ihrem General und wie Menschen zu ihrem Idol nach ihr empor.

Sie war schön wie Proserpina, dunkelhaarig, seueräugig, zart und schlank. Ein geübtes Auge fühlte die Weichheit ihrer Haut, trocken, oder gerade weil sie sonnengebräunt erschien. Mit ihren kleinen Händen deutete sie dahin und dorthin, und wie durch unsichtbare Drähte gespannt, traten die Schüler dort hin und dahin. Einmal stampfte sie mit dem zierlichen, fein beschuhnen Füßchen auf, und es ging wie ein Zittern durch die Reihen.

Der Marchese Erasmo di Caltanissetta blieb ein ganze Weile an dem Gitter und der weißblühenden Jasmin-Decke stehen, und redete sich ein, der süße Duft, der ihn umrauchte, ginge von dem auch in hertlicher Jugendlichkeit blühenden Menschen geschöpft aus. Als ihre Blicke sich trafen, errötheten Beide.

Der Pedant ging davon.

Aber die Kinder Lehrerin ließ ihn nicht losfahren.

Er träumte wachend auf seinem Lager, wie schön es sein müsse, wenn dieses arme, kluge und gewiß gelehrte Mädchen ihm die Lexica und Hülfbücher nachschlage und er nicht immer selbst leiterauf, leiterab zu kletern brauche. Er sah ihr kleines Füßchen trocken stampfend, wenn sie den großen Atlas, oder die kleine Dante-Ausgabe nicht gleich fand, und er glaubte darüber den feinen Anfang des Knöchels, ein seidenes Strümpfchen über den winzigen Hausschlülein zu erblicken, der Pedant! Er sah sich, in die kleine Hand große Aufsätze dictirend, denen das fluge Köpfchen mit zustimmendem Nicken folgte. Er hörte die rothen, etwas jämmerlichen Lippen ihm Abhandlungen, Bücher in allen Sprachen, selbst in Bolapül, vorlesen. Die Gelehrsamkeit zu zweien erschien ihm als das Ideal der Liebe. Und dabei schonte er seine schon vom Studium entnervten Organe, seine Augen, sein mit seltemem Wissen überladenes Gedächtnis, — o, es war entzückend, wie er sich die Zukunft ausmalte!

Der Marchese Erasmo kam wieder zu jener Jasmin-Decke, und die schöne Lehrerin erröthete noch öfter, wenn sie die herzensguten Augensterne des Adonis von Caltanissetta auf sich gerichtet sah.

Seit Adam mit der Eva einig wurde, sind so viele Menschen paare ihrem verlorenden Beispiel gefolgt, daß etliche bedeckende Menschenkinder einsahen, die Art, wie diese zur Ehe führende Vereinigung bewerkstelligt werden könne, müsse aufgezeichnet werden. Seit dem ersten Versuche, vielleicht also seit dem ersten Buche Moses, soll, sicherem Vernehmen nach, mancher Band geschrieben worden sein. Viele dieser Bücher berichten haarklein, wie Liebende verschiedener Rang, Alters- und Gesinnungsstufen den Zorn, das Veto polternder Alten und ähnlicher Störenfriede überwunden und besiegen und nach Neuer- und Wasserproben sich für ewige Zeiten glücklich in die Arme fallen.

Wer sich nun genau unterrichten will, auf welche Weise Erasmo und Leonora, so hieß die schöne Kinder-Lehrerin, sich nähernten, sich liebten und endlich aller Unwahrcheinlichkeit und dem Einspruch der Eltern, Basen, Tanten, Onkel und Paternissen zum Trost ein Paar wurden, der lese gütigst sämmtliche Romane, Novellen, Erzählungen und Zeitungsausschnitte einschlagenden Inhalts — jeglicher Sprache nach.

Eine unglaubliche Thatache war es, daß Erasmo seine Leonora auf der Hochzeitsreise Leo, Lor, Lora, Nora, Lenor nannte, und ihr unzählige Male in die kleinen bräunlichen Ohrelein flüsterte: „Ti voglio ben, mia cara, mia Lor, mia onor, ben ti voglio!“

Ebenso glücklich war das arme Geschöpf, das aus einem Leben voller Arbeit und Noth, Hunger und Sparierkeit, Lehren und Lernen zu dem einer gesieierten Marchese empor gestiegen war. Denn Schönheit, Ausmut, Liebenswürdigkeit, milde weibliche Güte findet immer ihre Freier, auch wenn die kleine Person, der diese Eigenschaften anhaften, aus der sogenannten Hölle des Volkes heraustritt.

Und Erasmo that zunächst Alles, um seine niedliche Marchesa zu verziehen. Er ließ ihr die seltensten und theuersten Kleider, Hüte, Schirme, Schuhe, Strümpfe und Bänder aus Paris, London und Wien kommen.

Er zeigte sie, die entzückende Lor, der Alles gut stand und die selbst erlebten Geschmad befundet, auf allen Meeren, in allen Logen, in allen Gesellschaften aller Hauptstädte Europa's.

Nachdem er so in dem jungen Herzen, das von früh auf die Großen und Reichen beneidet und gehaßt, einen bösen Grund gelegt, nachdem er schlimme Saat mit eigener Thorenhand gehäret, — beginn' er einen zweiten Fehler.

Überdrüssig des rauschenden Vergnügens, der Berstezung, schenkte er sich plötzlich wieder in die Gelehrtenstube zurück und zog seine noch nicht weitgesägte Gattin ohne Uebergang mit sich dahin.

Er vergrub sich in eine nach der Begegnung an der Jasmin-Decke liegen gelassene Arbeit; er weinte zwar das junge Weib in deren Zweck und Ziel ein und fand auch volles Verständniß bei ihr; aber nach vier Wochen der Entfamkeit holte Lor ihre schöne Robe aus dem Kasten, besah sie, dachte sich hinein, — und wie wenig sie dann zu den Reggianerinnen passen würde! Sie sprach halblaut zu sich:

„Ja! Warum hält er sich denn nicht einen Secretär?“

Die Unselige vergaß, oder hatte es nie gewußt, daß es keinen seierer Kitz zwischen Mann und Frau gibt, als Gemeinsamkeit der Arbeit. Wie wollte sie ihm einst folgen, wenn das Alter ihr die Schönheit gerant und ihm die Weisheit gegeben, wenn sie sich jetzt vielleicht anfänglich unangenehmen Beschäftigungen entzog? Und wie wollte sie, die Zurückbleibende, später seinen stets höheren Geistesflügen nachstreben?

Bitter enttäuschte sie ihn jetzt! Bat er sie, zur Bibliothek zu kommen, so entschuldigte sie sich mit dem Besuch einer Schneiderin, die sie erwartete oder zu der sie eilen mußte. Stunden, oft Tage verbrachte sie in dem einzigen großen Mode-Geschäfte der Stadt, und sie war es, welche demselben Geschmad und Richtung vorschrieb. Wenn Erasmo ihre leise Vorstellungen mache, so lachte sie ihn aus und meinte, er habe sie auf diese Bahn gebracht.

„Gut,“ sagte Erasmo, „aber ich will Dich nun auf eine andere, bessere bringen. Warum gingst Du den ersten Weg folgsam und leicht; warum fällst Dir der zweite so schwer?“

Sie schmolz und sprach tagelang nichts.

Darauf weinte sie eine Woche, — und dann fuhr sie wieder zur Schneiderin.

Damit aber Erasmo sich nicht über ihr Ausgehen und Ausbleiben beklage, richtete sie einen Flügel des alten Reggianer-Palastes zur Modistinnen-Wohnung ein — und blieb zu Hause, die Dichtung ihrer lustigen, lustigen Roben selbst überwachend.

Wohl empfand sie zuweilen Gewissensbisse und fragte manchmal ihren Erasmo:

„Kann ich Dir helfen? Soll ich nachschlagen? Messungen mit Dir gemeinschaftlich vornehmen?“

Und wenn er die Ungeduld in ihren Augen nicht sah, welche ein „Ja“ zu befürchten schien, wenn er, wieder leicht entzückt und verzehrt, freudig zustimme, so erschien sie wohl, hielt es aber keine zehn Minuten bei ihm in seiner Gelehrtenstube aus und störte ihn mehr, als sie ihm nährte.

Er faßte das Aufstampfen des kleinen Füßchens und — gab das Vogelchen frei.

Oder sie sagte auch: „Gleich!“ ließ ihn aber eine Stunde warten und sah bei der Humacherin. Oder sie erwiderte: „Gewiß! Aber muß es heute sein? Hat es nicht Zeit bis morgen?“ — Hat irgend ein Gelehrter Zeit bis morgen?

So überließ er sie ihren Richtigkeiten, ihren oberflächlichen Regelungen und Neigungen.

Manchmal rauschte sie, gekräuselt wie ein Pfau, in seine Studirstube und ließ die Seidenstalle über den Bücherstaub fegen.

„Gefall' ich Dir! Erasmo, wie?“

„Süß wie immer, Lora!“

Aber sie war nicht immer süß.

Sie war gereizt und launisch geworden. Sie konnte kein einfaches, zustimmendes „Ja“ mehr aussprechen und zänkte über die kleinste Ursachen im Hause umher.

Oft antwortete sie Erasmo heftig und nervös. Erklärte ihr der „Pedant“ bei Spaziergängen an stillen Abendstunden etwas, so widerprach sie, wußte Alles besser, ärgerte sich wegen seiner Überlegenheit, die durch so manches Jahr einstamen Studiums erlangte Weisheit und fragte bestimmt:

„Woher weißt Du das? Wie kannst Du das behaupten? Wer hat Dir das gesagt?“

Auf ihre früheren Verwandten blickte sie mit Verachtung herab. Sie schmähte auch ihren neuen Umgang, den sie für vorurtheilsvoil und stolz erklärte und siebte es besonders, an anderen Menschen nur die Schattenseiten zu sehen.

Erasmo ließ sie genähren. Vorstellungen erbütterten sie. Ohne es zu wissen, entfremdete er sich ihr, der sich ihm Entfremden. Sein Ideal von Liebesfreundschaft, geistigem Zusammengehen in der Ehe war verschunken. Er fühlte sich trost- und mutlos, zerstört; die Arbeit war ihm verhaßt und zur Last.

So schlichen die Tage hin, Weltläufig und Weltlichkeit, deren Seelen so getrennt, in ewiger, körperlicher Zwangsverbindung haltend. Häute Erasmo, der Pedant, die Jugend und Schönheit doch austoben lassen; hätte er sich gesagt: „Sind solche Schultern zu etwas Anderem da, als sich mit Sammet und Seide zu schmücken? Giebt es für so niedliche Finger eine bessere Beschäftigung?“ Aber für ihn war das statthaftste Leben auf die Dauer unerträglich. Er verdüsterte sich selbst und warf seine Schatten auf sein Weib. Er sah sich mit Talenten begabt, die er nicht nutzen konnte und durfte. In seinem Geiste nagte wie ein tödliches Gift, wie ein kriechender Wurm der Gedanke an sie, die er bis zum Wahnsinn geliebt, die er für etwas so ganz Anderes gehalten, als was sie jetzt war.

Da kam noch ein Lichtstrahl von oben. Leonora brachte ein liebreizendes Knäblein zur Welt — und der Vater frohlockte.

Die Mutter beklagte die Zeit, welche der Geburt Vittorio's voranging, als eine für ihr äußerliches Leben verlorene. Im Stillen zog sie Vittorio des Betreibens, ihr ein Stück Schönheit geraubt zu haben.

Und als sie sich nun mit dem Kleinen beschäftigen sollte, da gedachte sie mit Widerwillen der Tage, welche sie als Kinderlehrerin, gezwungen von der Noth, aus dem Schatz ihrer Jugend geopfert. Und sie entzog sich den edelsten Pflichten, denen der jungen Mutter.

Sie hatte früher gehungert, nun war ihr kein Bissen mehr gut genug, und die Nüchternheit verschlang, was die Modistin übrig ließ.

Mit Grauen und Entsetzen erkannte Erasmo, daß er ein Wesen ohne Herz unauslöschlich mit seinem ganzen Dasein verknüpft, daß dieses Dasein ein verachtetes war. Er hatte weder den Muth, den Dingen ihren Gang zu lassen, noch einzuschreien, noch Leonora zu flicken und ganz in seinen Studien aufzugehen.

Ihre Schönheit war zu machtvoll.

Die junge Frau, ihren Thorheiten hingegeben, sah nichts von der Veränderung in ihres Gatten Herz und duldet auch nicht die geringste Vorstellung.

„Du spielt den Tyrannen!“ rief sie dann sofort. „Du erinnerst Dich und mich daran, daß ich ein armes Mädchen war, welches von den Höhen des Lebens nichts ahnte! Nun Du mich hierher geführt, soll ich mich tragen und kleiden wie das Kind des Volkes, soll selbst Kindsmädchen sein! Hast Du mich zur Marchesa gemacht, so lasst mich nicht Mäthrin sein!“ Und er?

Er laufte sich neue Gewehre und Pistolen und ging in die Wälder, die Abruzzen. Jagen, wie er sagte. Doch er trug sich mit Selbstmordgedanken.

Nur fehlte es ihm an Muth, die große Freiheit zu begehen und seinem verhassten Leben ein vorzeitiges Ende zu machen. Eines Tages kehrte er unerwartet heim und fand sein Kind unbewacht, der Zugluft ausgezehrt, allein, auf dem Boden des Zimmers spielend.

Er rief Lora und machte ihr Vorwürfe. Sie weinte. Sie schickte alle Dienstboten aus dem Hause.

Das Kind mußte aus dem Bett gefallen sein. Es kräfte von dieser Stunde an und starb bald darauf.

Da fühlte Erasmo, daß seine Liebe zu seinem Weibe unwiderruflich dahin und verschwunden sei. Er behandelte Leonora hart und gleichgültig, und sie fühlte, daß er sie hasse. Sein Entschluß war gefaßt . . .

Wieder betrat sie sein Zimmer, tiefschwarz, doch mit ausgeschälter Toilette gekleidet. Sie wollte sich zeigen! Sie wußte sich unwiderstehlich schön.

Er hatte eine Pistole in der Hand und reinigte den blauen Stahlbeischlag mit einem Hirschleder.

Sie erichard und ihr laut auf. Bei ihrem Schrei fuhr auch Erasmo zusammen.

Er berührte den Stecher der geladenen Waffe und krachend rollte der Schuß durch das widerhallende Gemach.

Leonora sank lautlos zu Boden.

Erasmo, selbst bleich wie ein Todter, beugte sich über die Leichenblasse. Kein Athemzug verrieth noch zögerndes Leben in dem schönen Körper.

Da nahm der Marchese das Zwillingsgewehr und schob sich die zweite Kugel rasch und ohne Zucken mitten durch's Herz.

Er sank in den Sessel vor seinem Arbeitspulte. Er hatte ausgelitten.

Als Leonora erwachte, fühlte sie entsetzt ihr schönes Haupt, ihren Busen. Sie erinnerte sich eines Schusses, aber keines Schmerzes.

Da erblickte sie, sich umgehend, ein schwarzes Rund in der Wand. Dorthinnein hatte die Kugel geschlagen.

Leonora war unverletzt, aber, ein nervöses, hysterisches Weib, beim Anblick der Pistole in der Hand ihres Gatten, und bei dem Knall in Ohnmacht gesunken.

Nun fiel ihr Auge auf Erasmo, der mit entstallten Zügen im Lehnsstuhl lag.

Mit einem wilden Schrei warf sie sich über ihn — und stob dann in wahnsinniger Furcht vor dem sie anlegenden Leichnam und vor dem Schatten des Todes aus dem unseligen Raum . . .

Man hatte sie angeklagt, aber ihre Unschuld wurde erwiesen. Aus dem sie über Alles aufklärenden Testament des Marchese Erasmo di Caltanissetta, des „elenden Pedanten“, erfuhr sie, daß er seinem Leben längst ein Ende machen wollte, und zwar, weil er eine empfindungslose Purpe da gefunden hatte, wo sein reines, reiches, kindliches Herz einen treuen Kameraden ersehnt hatte.

Leonora löste ihren Haushalt in Reggio auf und ging zunächst auf Reisen. Man sah sie in Reggio nicht wieder. Die Einen sagten, sie habe sich in ein Kloster zurückgezogen und betrauerte dort die Zeit ihrer Weltfreunde, die Anderen, sie habe sich mit einem französischen Chevaulegers-Offizier verhöhlt, der sie besser versteht und zu nehmen wisse, als Erasmo, und lebe mit ihm in „glücklicher Ehe“ . . .

Nachdruck verboten.

Moderne Kreuzfahrer.

Tagebuchblätter von Marie von Redwy.

GEGEN ALEXANDRIEN lag uns im Rücken, und wir dampften vorwärts auf dem Wege in's heilige Land. Unser Schiff war mit Pilgern der verschiedensten Nationen besetzt, doch waren die Russen, die von Odessa gekommen, am reichsten vertreten. Es mochten ihrer bei vierhundert sein: ein kleiner Theil jener Tanzenden, die alljährlich nach Jerusalem ziehen, um dort die Osterfeierlichkeiten mit zu begehen. Es war zwar erst November und die Zeit bis zum Feste noch lang, aber Viele begaben sich schon jetzt auf die Reise, um den später wütenden Seestürmen zu entgehen. Die Pilger verbringen den ganzen Winter in der heiligen Stadt.

Der Kapitän erzählte mir, es seien diese Pilgerfahrten eine alte Tradition unter den russischen

Aber zwischen uns und jener heiligen Erde ragten kleine und große unheimliche Klippen in Menge aus dem Meer, und dazwischen lag man die Felsbänke, über die das Wasser leicht hinwegspülte. Durch all' diese Gefahren mußte man noch hindurchgleiten!

Die russischen Pilger wurden in die schauelnden Barlen geworfen, um, wie der Kapitän meinte, nach Ostern in den gleichen Kleidern und denselben Strümpfen die Heimreise wieder anzutreten.

Nun sagten auch wir dem Dampfer Lebewohl und bestiegen die Barke, die uns das Consulat entgegen geschickt hatte. Die Klippen und Felsbänke wurden glücklich gemieden, und halb getragen, halb gezerrt, leisteten wir den Fuß auf die heilige Erde. Unseren Weg durch die von Menschen und Viech belebten Straßen bahnend, schritten zwei Chawassen des Consulats voraus und hieben mit kurzen Peitschen rechts und links kräftig auf Alles ein, was uns nicht selbst Platz machen wollte. Ich wunderte mich, wie sich die Leute das so als ganz selbstverständlich gefallen ließen.

Hat man die schwungvollen Stadt durchschritten, so ist neben dem echt orientalischen echt deutsches Leben als heller Kontrast zu sehen. Über der Eingangstür eines Lattenzaunes lesen wir plötzlich die Worte: "Deutsche Templer-Colonie."

Mit einem Schlag sind wir in einer anderen Welt: Deutsche Bauernhäuser mit schiefen Ziegeldächern, steile Holztreppen, grüne Läden, der Vogelbauer am Fenster. Im Küchengarten vor dem Hause steht Schnittlauch, und über den jungen Salatstanden ist das Neß gegen die Spanien gepannt. Jedes Rädchen, jede Tasse erzählt von der Heimat. Blonde Kinder jagen "schwabblind" und rauschen sich echt deutsch im Sande.

Ständen nicht statt Linden und Aepfelbäumen Palmen neben den Häusern, und hingen die Wäsche nicht auf mächtigen Cacteenhecken statt auf Weißdorn, man glaubte sich nach Württemberg versetzt. Mitten in der Colonie steht das Gasthaus des Herrn Hardegg, wo man sehr gut und reinlich untergebracht ist und sich bei kräftigem heimathlichen Tische von allen Folgen der Seeckrankheit erholen kann. Wie viel Anziehungskraft das heilige Land auf unsere Ahnherren gehabt, wissen wir. Sie zogen hierher, Gut und Blut opfernd, besiegelt von dem Gedanken, die heiligste Stätte der Christenheit wieder zu erobern. Aber bis auf den heutigen Tag sind die Kreuzfahrer nicht ausgestorben, sie haben sich nur verändert. Nicht mehr mit Schild und Speer landen geharnischte Ritter mit ihren Männern, sondern Bauern mit Spaten und Pflug erobern friedlich Land. Erst war es die katholische Christenheit, die begeistert heran gestürmt, jetzt sind es evangelische Geister, die die Idee, in anderer Art freisch, wieder aufgenommen haben.

Die Führer und Urheber dieser württembergischen Auswanderung waren die Pastoren Hoffmann und Paulus, und ihr Erfolg zeigt, daß es Männer von Überlegenheit und Einfluß gewesen sind, da so Viele durch sie die Heimat verliehen.

Andere Auslegung einiger Bibelfesten war der Grund der Entzweigung mit dem Glauben des Vaterlandes und ihr eigenes Leitmotiv wurde: "Das Himmelreich ist nahe, oder die Zeit ist nahe." Sie sagen: "Alle Vorzeichen für das tausendjährige Reich Christi sind erfüllt. Die Zeit kommt bald, in der ein anderes Leben, ein Leben des wahren Christenthums beginnen wird. Dieses muß naturgemäß wieder von dem Orte des Heils, von Palästina, ausgehen, darum sind wir als Pioniere vorausgesetzt, um dann für die wahren Christen die Stätte schon bereitet zu haben."

Tritt man aus den Häusern heraus, so ist der Anblick der weithin sich erstreckenden Orangenägärten, von Dattelpalmen übertragt, ein überraschend großartiger. Die Früchte sind heller und grobschaliger als die italienischen, aber doppelt so groß, von vorzüglichem Geschmack und bilden, so billig sie sind, einen wichtigen Export-Artikel.

Nachmittags bestiegen wir einen Wagen, und bald jagten wir zwischen den Cacteenhecken dahin; drei Pferde vorgespannt, ein Schwabenjüngling als Kutscher und neben ihm eine Chawas, mit Säbel und Pistolen bewaffnet, daß er mehr zum Furchten auszah, als alle jüngsten Araber, denen wir begegneten. Man sagte uns zwar stets, Palästina sei ganz sicher, riech uns aber dann doch, das Anerbieten des Consulats anzunehmen und die Begleitung des Bewaffneten nicht auszuholzen. Verständigen konnten wir uns mit ihm natürlich nicht, wenn er sich aber manchmal nach uns umsah, das Haupt von einem schwarzen, mit Silber durchwirkten Tuche beschattet, dann glitt ein merkwürdiges Lächeln über sein schlecht rothaartes Kinn.

Anfangs ging die Fahrt ganz flott bis zum ersten Nachtkwartier in Ramleh, wo wir auch wieder ein deutsches Gasthaus von einem Templer fanden. Gleich bei unserer Ankunft umringten uns viele Ausläger und zeigten bettelnd ihre verkrümmlten Glieder. Männer ohne Räsen, junge Weiber, die Arme ohne Hände in die Luft streckend, waren abschreckend anzusehen. Vom tiefsten Mitleid erfaßt, wichen wir dennoch zurück. Die Unglückslichen erschienen mir als eine traurige Staffage zu der wunderbaren Abendbeleuchtung. Gegen den goldigen Hintergrund war ihr Elend doppelt grausam.

Den nächsten Tag fuhren wir querfeldein, durch Lücken von Cacteenhecken, über ein Durcheinander von Gräben und Hügeln, zwischen Häusern und Hütten hin, bis endlich unsere Pferde in den blos gelegten Keller eines verfallenen Hauses stürzten. Wertwürdiger Weise war keins erheblich beschädigt und auch am Wagen nicht viel passiert, — ja, das "Chaisle" war dauerhaft! Als Alles wieder in Ordnung, fuhren wir weiter, sahen aber bald, daß das eine Pferd sehr hinkte, — wie sollten wir nun nach Jerusalem kommen? Da begegnete uns ein Wagen desselben Eigentümers, in dem ein Apotheker und etliche Juden saßen. Unser Kutscher schlug, ganz harmlos ihuen, einen Tausch der Pferde vor, da das eine nicht recht "in der Decksel gehe", aber als Drittes vorzüglich sei. Dem Kutscher wurde etwas in's Ohr geraut, aber die Insassen nahmen die Auswechselung ahnungslos hin.

Der Weg wurde nun immer unerträglicher, entweder wurden wir auf dem schrecklichen Plaster eines Theiles der alten Straße geschüttelt, oder wir sausten durch weiches Feld und jagten durch Gräben, daß wir hoch aus den Postern slogen. So kamen wir durch die Ebene von Sarona, der Heimat der Rose von Saron. Die Künitedelungen sind hier spärlich und die Araberdörfer machen einen traurigen Eindruck. Cacteenbeden sind das alleinige Grün, das die Fensterlöcher, hellen Steinlästen umgibt, die sich Häuser nennen. Ein feiner, bläulicher Rauch zieht oft bis zur Straße her und ist das einzige Zeichen, daß die Säulen keine verlängerten sind. Widerlich und den Athem nehmens ist der Dunst, ich habe nie Aehnliches gesehen. Der Kutscher meinte, es käme von heiztem Öl und sei der gewöhnliche Hausgeruch in Palästina.

An dem Bau der Straße wurde fleißig gearbeitet, doch war

das Verfahren dabei ein höchst naives. Männer, Frauen und Kinder hielten bei der Arbeit oder schleppen Sand und Steine auf dem Kopfe herbei.

Endlich war die leichte steile Anhöhe von den müden Pferden erklimmt, und der Kutscher zeigte uns die Mauern von Jerusalem.

Am Jaffathore mußten wir unserem "Chaisle" Wagen lassen, denn es kann kein Wagen durch die Straßen der heiligen Stadt. Fast alle Geschäfte haben Treppen und da wandeln nur als Hauptfiguren Kamele, Pferde und Esel; das menschliche Geschlecht drückt sich becheiden an die Mauern, da die Thiere, als ganz selbstverständlich, die Mitte der Wege einnehmen.

Der erste Eindruck des Stadtinneren ist fern schlechter, denn die Christenstraße erfreut den Reisenden durch ihre Kleinlichkeit und hat selbst einen Bazar mit ganz häbischen Läden, in denen man alle möglichen Erzeugnisse des Orients und besonders Andenken von der Stadt seihält. Sehr bald aber werden die Geschäfte enger, dunkler und schmutziger, und aus Läden und Buden weht ein Duft, — eben jener Palästina-Geruch, der wirklich kaum auszuhalten ist! Nach etlichen winzigen Geschäften öffneten sich uns die großen Thore des Johannaer-Hospizes, in dem wir wohnen sollten.

Schnell hatten wir uns hier häuslich niedergelassen und fühlten uns als einzige Gäste in der Familie des Haussvaters jeden Tag gleich wohl und heimisch. Das Haus ist in landesüblicher Weise gebaut, aber es ist den europäischen Ansprüchen angepaßt und erfreut sich deutscher Reinlichkeit.

Unser erster Ausgang galt natürlich der Grabeskirche. Ihr Neueres macht den Eindruck der Vernachlässigung und das Innere tut das noch viel mehr. Die christlichen Konfessionen sind wohl im Besitz des Heilthumes, dennoch aber hält noch heute der Muselman den Schlüssel dazu fest in den Händen, und unser erster Blick fiel auf türkische Soldaten, die auf ihren Divan gesäßt, rauschend und lassend, Wache hielten. Daß sie mit einer gewissen Verachtung die heiligen Orte und die Pilger zu demselben betrachten, ist selbstverständlich, denn das würdevolle Betragen der lieben Christenbrüder gibt ihnen oft genug Anlaß, vrigelnde Menschenkinder von einander trennen zu müssen.

Griechen, römische Katholiken, Armenier, Kopten, Gregorianer und Abessynier theilten sich unter die verschiedenen Plätze, sowie in das Recht, an den einzelnen Altären eine bestimmte Anzahl Lampen brennen zu dürfen.

Ich konnte mich von dem Treiben hier nicht gehoben fühlen. Der Ort, der allen Christen ein Heilthum sein sollte, ichien mir ein Zerbild kleinlich eiferstückig denkender Menschenkinder. Sie meinen Alle den gleichen Gott zu verehren, streiten sich aber um jeden Fußbreit Erde, in dem Wahne, an einzelnen Stellen wirkungsvoller beten zu können! Mir kam das ganze Getriebe hier wie eine Ironie vor, und ich fragte mich, wo da der Geist des Christenthums geblieben sei...

Die Einzelheiten der Grabeskirche und der anderen heiligen Orte sind vielfach beschrieben worden, ebenso der herrliche Tempel, das Heilthum der Mohomedaner, das den Freunden seit dem Krimkriege unter militärischer Begleitung zugänglich ist.

Wir wohnten einem Theile des Abendgebetes hier mit bei. Als die gläubigen Muselmänner aus einander gingen, sahen wir, wie Alle einen jungen, blödsinnig aussehenden Menschen umgaben, nach morgenländischer Sitte den Kopf auf seine Schulter neigten und ihm die Hände hielten. Bei den Mohomedanern gilt der Geisteskrank oder Blöde als besonders bequendet. Darum nannten sie auch diesen einen Scheich, d. h. ein Oberhaupt, und bezeugten ihm ihre Verehrung. Als Beleg dafür gilt die wahre Geschichte von dem frummen deutschen Kandidaten, der ohne Bedeutung an den Jordan ging und dort von den Beduinen vollständig ausgeplündert wurde. Als sie ihn verloren, setzte er sich auf einen Stein und sang mit kräftiger Stimme: "Eine feste Burg ist unser Gott..." Mügte er nicht an ein Wunder glauben, als die Räuber sich ihm plötzlich wieder näherten und ihm seine Effecten zurückstellten? Sie dachten, er sei irrsinnig, darum verehrungswürdig, und wollten sich nicht durch ihn bereichern haben.

Nicht nur Christen pilgern nach Jerusalem, auch Juden kommen von weit her, um an der Tempelmauer zu klagen. Vorzüglich sind es die Alten mit Silberloden an den Schläfen und mit gebrochenen Rücken, die die Wallfahrt unternehmen, um im Lande der Väter zu sterben und im Thale Josaphat begraben zu werden. Die Kästans der Hergereisten sind schwarz und glänzen von Zett, während die hier lebenden Glaubensgenossen meist in gelb oder roja Tretonne erscheinen. Die wieder Forttreibenden schlagen zum eigenen Gedächtnis oder für Solche, die nicht hierher kommen könnten, einen Nagel zwischen die Steine. Es sind deren viele, die da verrostet stehen, alte und neue, trumme und gerade, und jeder mag seine Geschichte haben! An dieser Mauer beteten sie auch für den damaligen Kronprinzen Friedrich, als auch hierher die Nachrichten über seine Krankheit drangen.

Jährlich lehnen israelitische Familien in das Land ihrer Väter zurück. Auf ihrer Wanderung in der Fremde, die so viele Generationen gedauert, ist ihnen die eigene Sprache verloren gegangen und sie haben dafür ein Kauderwelsch eingetauscht, für das keine Grammatik besteht, — das Judendeutsch. Es ist ein Gemisch von Hochdeutsch und Hebräisch, in das sich auch einzelne spanische und slavische Worte eingebürgert haben. Man kann sich mit ihnen in der deutschen Sprache sehr leicht verstehen.

Durch die bescheidene Rolle, die sie hier spielen, fallen sie angenehm, sogar sympathisch auf. Die meisten Handwerke werden von ihnen ausgeübt und in den offenen Werkstätten sieht man sie als Drechsler, Sattler, Schreiner, sogar als Schmiede beschäftigt. Auch alle Kutscher sind Juden, und wer am Sabbath fahren will, findet selbst für das höchste Gebot keinen Wagen.

Das so eifrig missionirende England interessiert sich sehr für die Beklehrung der Israeliten zum Christenthume, hält hier ein unerschöpfliches Lager von Gratis-Bibelns offen und hat ein Missionshaus, in dem Juden aufgenommen werden und ein Handwerk erlernen können, wenn sie Christen werden wollen.

Von philanthropischen Britanitien ging auch das Project aus, das Mr. Oliphant bis kurz vor seinem Tode vertrat. Oliphant war in seiner Heimat als Mensch und Schriftsteller wohl geschätzt und viele reiche Juden hatten ihm ihre materielle Unterstützung zugesagt. Seine Idee war keine geringere, als die, das alte Reich Juda wieder herzustellen, und sein Plan der, das über achtzig Quadratmeilen große Ost-Jordan-Land von der türkischen Regierung zu erwerben. Man sprach von einem Preise von zwanzig Millionen. Dahin sollten namentlich die armen Juden der slavischen Provinzen geführt werden, um Aderbau zu treiben. Das Terrain ist ein sehr fruchtbare und jetzt nur von wandernden Beduinen-Stämmen bewohnt. Die

Bewirklichung dieser Idee scheiterte an der Weigerung der Porte, und man sagt, die Juden selbst seien mit dieser Fürsorge gar nicht einverstanden gewesen.

Das Seltene ist wohl nirgends so auffallend wie hier, weil es auf so kleinem Terrain soff neben einander gestellt ist. Die Seltene stehen sich in grimmer Feindschaft gegenüber, und diese bemühen die Professoren und drohen der Gemeinschaft, die sie aufnehmen will oder schon aufgenommen hat, mit ihrem Übertreten zu einer anderen, falls ihre Wünsche nicht erfüllt werden. So kommt es, daß speculative Seltene drei bis vier Mal ihren Glauben wechseln, um schließlich den ursprünglichen wieder anzunehmen. In früherer Zeit zahlte man den mohamedanischen Eltern eine Summe, wenn sie ihre Kinder zur Taufe und Erziehung hingaben, — kein Wunder, wenn sie dies noch jetzt als Geschäft betrachten!

Manche Reisende meinen fritzweg, Palästina sei ein großes Narrenhaus. Will ich dem auch nicht ganz beitreten, so muß ich doch sagen, daß die Arbeit im Weinberge des Herrn sehr geräuschvoll und oft auf merkwürdige Weise geschieht.

Neben den anerkannten Seltene bildeten sich Privat-Gesellschaften, — jede einzelne will betreiben und beglücken. Es gibt sich Kloster an Kloster und Anstalt an Anstalt. Sogar Mormonen hatten sich vor einigen Jahren Propaganda machend niedergelassen, sind aber, wohl aus Mangel an Erfolg, verschwunden.

Sehr viel spricht man über eine Gesellschaft Amerikaner, die, ohne verwandt zu sein, lediglich aus religiöser Uebereinstimmung zu achtzehn Personen zusammen wohnen. Man erzählt, sie erwartete jeden Abend die Ankunft Christi, für den sie unter religiösen Gefängen eine Tasse Thee bereit halten.

Das Haus, das sie bewohnen, ist wegen seiner schönen Aussicht bekannt, und als wir an dem Gebäude vorbei kamen, schauten wir hinauf, um die Erlaubnis zu erbitten, das flache Dach besteigen zu dürfen. Statt dessen wurden wir in den Salon gebeten, wo bald ein Männlein, bald ein Weiblein erschien, um uns mit herzlichem Händedruck zu begrüßen. Das ging in formischer Wiederholung so fort, bis ungefähr vierzehn um uns herum sahen, die bedauerten, daß nicht Alle anwesend seien. Nachdem uns Thee aufgeträgt, wurden wir zum Ausichtsplatz geführt. Mit wahrem Triumph zeigte man uns die vielen Neubauten vor der Stadt. "O, es wird immer gebaut," meinten sie freudig. "Das ist Alles seit wenigen Jahren entstanden, — indeed!"

Ich wußte erst nicht, wie ich ihre große Freude darüber deutete sollte, erfuhr aber dann, daß ihnen dies "ein Zeichen der Zeit sei." Auch sie sagen: "Das Himmelreich ist nahe" und nehmen an, Christus komme, wenn Jerusalem wieder aufgebaut sein werde. Ihr Princip ist, durch frommes Leben und gutes Beispiel für das Christenthum zu wirken, — also durch Thaten zu belehren. Dies Princip bringen sie zum Ausdruck durch reinen Lebenswandel und Speisung der Armen, mit denen sie so lange teilen, bis ihnen das Geld ausgegangen ist, was öfter der Fall sein soll. Dann leben sie selbst wie Arme, bis ihnen eine neue Geldindung aus der Heimat über den idyllischen Zustand hinwegführt. Lebendig sagt man, sie seien unglaublich verschuldet.

Ich war erstaunt, in der vielbesprochenen Schwärmer-Gesellschaft so nette, gebildete Leute zu finden, die flüchtig gesehen, einen recht vernünftigen Eindruck machen. Sie forderten uns auch auf, dem abendlichen Musizieren beizuwohnen. Diese Einladung ergeht, in der Hoffnung auf Beklehrung, an Alle. Araber sollen sich oft dazu einfinden, doch betrachten diese das lediglich als Gratis-Concert.

Bon Leuten, die sich schon lange in Palästina aufgehalten haben, wurde uns manch traurige Geschichte solcher modernen Kreuzfahrer erzählt, denen die französische Begeisterung ein schlimmes Ende bereitet.

Aber neben all' dem Seltene und neben den ausgebarten religiösen Phantasien bestehen Anstalten genug, in denen ein geänderter Geist weht und die Segen im Lande verbreiten.

Von den deutschen Instituten ist besonders das protestantische Waisenhaus "italita kumi", d. h. "Mädchen, ich sage Dir, siehe auf," hervorzuheben. Die meisten Schülerinnen sind Töchter arabischer Christen, doch geben auch Mohomedaner ihre Mädchen gern hierher, da für eine gut erzogene Braut, die alle praktischen Arbeiten geleert hat, doppelt so viel Morgengabe bezahlt wird als sonst. Man nimmt sie aber nicht gern auf und gegenwärtig sind nur wenige hier.

Was diese Anstalt für die weibliche, ist das "Syrische Waisenhaus" für die männliche Jugend. Hundert Knaben lernten dort Arabisch und Deutsch und nebenbei ein Handwerk. Diese deutschsprechenden Gewerbetreibenden breiten sich schon über ganz Palästina aus. Durch ihren Einfluß, sowie durch die aufblühenden Templercolonien spielt die deutsche Zunge in Palästina eine überwiegende Rolle gegenüber den anderen Sprachen, die des Landes natürlich ausgenommen.

Verchiedenes

Rathaus verloren.

Nachbarskinder. Von Leopold Graf Kaldreuth. Siehe die Abbildung, Seite 161. — Das annähernden Genrebild des in Weimar lebenden Malers spricht für sich selbst; die Schlichtheit des Motivs erhöht nur noch die künstlerische Wirkung des Ganzen.

Bogenseiter im Winter. Siehe die Abbildung, Seite 168.

Eine Schar mutterer Bögel, die zwitschernd und singend zwischen grünen Zweigen einher hüpfen, bietet namentlich zur Winterszeit, wenn draußen in der Natur das Leben unter Schnee und Eis erstorben zu sein scheint, ein höchst annäherndes Bild dar. Sie kann dem Naturfreunde zu einer Quelle täglichen Vergnügens werden, wenn er sie von seinem Arbeitsstelle jederzeit beobachten kann. Die Gelegenheit dazu läßt sich durch die Anlage unseres Vogelstalls in der denkbaren einfachsten Weise herbeiführen.

Um den Bögeln ihren durchsichtigen Käfig so freundlich als möglich auszustatten, wird zunächst der Boden des Doppelstalls mit Moos bedeckt, welches gleichzeitig in bequemster Weise die Befestigung des Schutzes ermöglicht. Sobald wird der Innenraum mit grünem Strauchwerk, wie es im Winter zu haben ist, oder auch mit lebenden Gewächsen, Epheu, Doldentriebchen und anderen unzähligen Blattpflanzen, ausgeschmückt und wohnlich gemacht. Außerdem werden spezielle Hütten und Trichterkäpfe aufgestellt und, je nach der Bevölkerung, auch Schlafwinkel zur Nacht oder selbst Nestern eingerichtet. Überhaupt bleibt in dieser Beziehung

der Phantasie und dem persönlichen Geschmack ein weiter Spielraum überlassen; man kann die Ausstattung beliebig oft wechseln, und sich in der Erfindung von neuen, praktischen und geschmackvollen Arrangements versuchen.

Für das Wohlbefinden der Vögel ist es ferner erforderlich, daß die äußeren Fenster gut schließen, damit die Bewohner gegen Zugluft geschützt sind. Röthlingsfalls sind die Augen mit Wool oder den bekannten elastischen Baumwollstreifen auszuleiden. Die inneren Flügel müssen stets ein wenig geöffnet sein, um die Stubenvärme einzulassen. Am besten verbindet man zu diesem Zweck die Kiel mit einem Bindfaden, der das zu weite Dehnen des Fensters verhindert, sodass die Vögel nicht entwischen können.

Zur Bewohlung des Vogelfensters sind fast alle unsere einheimischen Sing- und Ziervögel geeignet, die natürlich je nach ihrer Art gepflegt und gewartet werden müssen. Am besten eignen sich die verschiedenen Meisenarten, sowie die Hinterbögel: Stieglitz, Hänflinge, Zeisige, Buddeln u. A.; auch die Rothschläher sind dankbare Bewohner. Die edleren Sänger unserer Wälder, wie Rachtigall, Spatzen u. A. sind dagegen sehr empfindlich und bedürfen einer sorgfältigeren Pflege, wenn sie nicht eingehen sollten. Eine besonders dankbare Bewohnerschaft bilden die Kreuzchnäbel, die durch ihr fluges, eigenartiges Weinen den Beobachter Stundenlang zu fesseln vermögen; auch halten sie sich sehr gut, nur darf man nicht vergessen, ihrer Eigentümlichkeit durch Anbringung von Tannenzweigen nach Möglichkeit gerecht zu werden. Von den ausländischen Vögeln eignen sich namentlich der rote Cardinal, der blaue Hüttenfänger und zahlreiche andere Arten der Webervögel für das Fensterhäuschen; von den Papageien sind nur die Wellen-Sittiche zu empfehlen.

Die Vögel pflegen sich in dem Fenster, wenn sie erst eingewöhnt sind, außerordentlich wohl zu befinden. Die frische Außenluft, welche trotz des dichten Verschlusses immer noch in genügender Menge eindringt, thut ihnen wohl, und außerdem gewöhnt ihnen auch der freiere Platz einen größeren Spielraum für die Betätigung ihres Arbeits- und Bewegungstriebes. Wenn es möglich ist, wähle man ein Fenster, welches nach der Sonnenseite gelegen ist. Die Ausstattung des Fensters lädt sich auch in großen Städten ohne Schwierigkeit beschaffen und erneuern. Im schlimmsten Falle liefert jeder Gärtner das nötige Grün für ein Geringes. Jedenfalls stehen die geringen Mühen und Auslagen in seinem Verhältniss zu dem Vergnügen, welches ein hübsch und liebevoll ausgestaltetes Vogelfenster uns zu gewähren vermag.

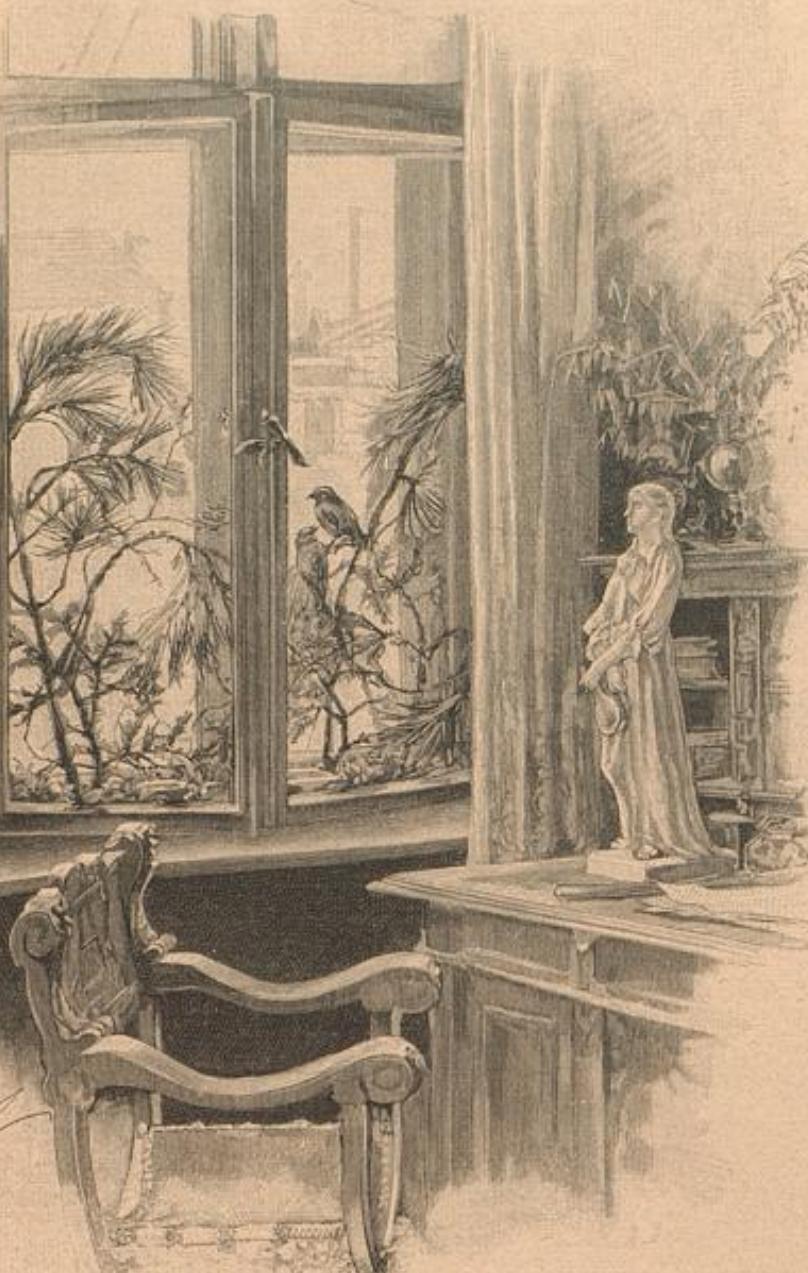
Als Vogelfenster im großen Maßstabe lädt sich das Kalthaus eines Treibhauses verwenden. Hier wird die Illusion zu fast vollkommenem, freundlicher Wirklichkeit. Man kann sich kaum etwas Reizvollereres vorstellen, als eine größere Anzahl der nüchternen Sänger, die fröhlich zwitschernd von Strauch zu Strauch flattern, oder sich auf den schwulent Zweigen, inländischer und exotischer Gemäuse wiegen.

Schließlich brauchen wir wohl kaum noch zu bemerken, daß mit dem Beginne der wärmeren Jahreszeit sowohl die Insekten des Vogelfensters, als auch die des Glashauses, in Freiheit zu leben sind.

SWES HAUS
Nachdruck verboten.

Ein neues Kinderbett. — Unter dem Namen „Schöberl's Patent-Reform-Kinderbett“ ist leichtin eine Neuheit in den Handel gekommen, die sich im Gegensatz zu der Schwierigkeit ihrer Bezeichnung durch große praktische Verwendbarkeit auszeichnet. Wie die nebenstehende kleine Abbildung zeigt, lädt sich das aus elastischem Drahtgeflecht oder aus fester Wollsnur gesetzte Schüttgitter des Bettes vermittelst einer einfachen Handhabung abnehmen und dient dann, in die Stube gestellt, als Babylatten, in dem das kleine seine ersten Geh- und Stehversuche ausführen kann. Über die Wichtigkeit eines solchen Babylattens aber haben unsere Kinderärzte sich oft genug ausgedrückt. Ein weiterer Handgriff genügt zur Wiedereinfügung des Gitters auf das Bettgestell. Um das Kleine leicht aus dem Bett heraus- und wieder in dasselbe hineinheben, sowie in diesem bequem abwarten zu können, ist das Gitter am vorderen Seitenheile abklappbar; dieser Theil des Gitters ist mit einem Patent-Verschluß versehen, der selbst von einem erwachsenen Kinde nie selbstständig geöffnet werden kann. Die Betten sind in zwei Größen in den Handel gekommen und kosten je nach der äußeren Ausstattung 48 bis 58 Mark.

J. J.



Vogelfenster im Winter.

Eispeise à la Reffelrode. — Zur Herstellung dieses gefrorenen Puddings nimmt man $\frac{1}{2}$ Kilo Kastanien, die gehäutet, in Milch — unter Hinzufügung einer halben Stange Vanille — weich gekocht und durch ein Sieb gestrichen werden. Ferner reinigt man 125 Gr. Korinthen, 125 Gr. Sultanosen, schneidet 65 Gr. Citronat in seine Würfel und kocht Alles in Weißwein und Zucker weich. Sind diese Vorbereitungen beendet, so röhrt man von $1\frac{1}{2}$ Liter Sahne, 325 Gr. seinem Zucker und zwölf Eigelben auf dem Feuer eine Crème ab, die ganz die werden muss, und dann mit dem Kastanien-Purée und $\frac{1}{4}$ Kilo Himbeer-Crème vernichtet wird. Sobald die Masse vollständig erkaltet ist, füllt man sie in die Eisform, setzt sie gut verpackt ein und lädt sie fest frieren. Ist dies geschehen, so gibt man Rosinen, Citronat und $\frac{1}{2}$ Liter steif geschlagene Sahne hinzu, röhrt das Gefrorene gut durch, dreht die Büche einige Minuten und lädt sie bis zum Anrichten, etwa zwei Stunden, mit Salz und Eis verpackt, ruhig stehen. Man gibt zu diesem Gefrorenen eine Sauce, die aus geschlagener, gefüllter Sahne nebst einem kleinen Zusatz von Maraschino besteht.

v. J.

Behandlung von Dörrobst und Dörrgemüse. — Gedörrtes Obst darf vor dem Kochen nicht gewaschen werden; es würde dadurch das Aroma und der Zuckergehalt beeinträchtigt werden. Man nehme ein Tongefäß und übergieße die Früchte, bis sie vollständig mit Wasser bedekt sind. Dann werden sie, ohne dass das Wasser gewechselt wird, über schwachem Feuer langsam gekocht, bis die Apfels eine kleine Stunde, die anderen Früchte etwas länger. Zu Dörrobst braucht nur etwa die Hälfte der Zuckermenge hinzugefügt zu werden, als es bei frischem Obst üblich ist. Der Geschmack ist dafür maßgebend. — Gedörrtes Gemüse ist frisch und fertig zum Gebrauch bereit. Es darf an denselben nichts gehabt und nichts gewaschen werden; das haben bereits vor dem Dörren die Köchinnen der Döranstalt besorgt, welche in gleich peinlicher Weise, wie im ordentlichen Haushalte auf weißen Abornbrettern Alles zugeschnitten, gereinigt, gewaschen und abgebrüht haben. Will man nun diese Gemüse kochen, so nehme man nur so viel, als für den Bedarf nötig, aus dem Packete und verschließe dasselbe wieder. Die entnommenen Portionen lege man in eine Schüssel und gieße Wasser darüber, bis sie reichlich damit bedekt sind. Je nach Konstanz bleiben die Gemüse zum Einweichen 2, 3 bis 6 Stunden in der Schüssel mit Wasser; etwas große Erbsen weichen man schon Abends vorher ein, kleine Erbsen, Karotten, Kohlrabi muss man in der Frühe ansehen, um sie Mittags verbrauchen zu können, Schnittbohnen, Kohlräben, Spinat &c. ein paar Stunden vor dem Kochen.

J. G.

Schmelzende Glasur. (Glace fondante.) — Als feinste aller Glasuren hat sie den Vorzug, daß man sie vorzüglich halten und lange Zeit aufbewahren kann. Man schlägt $\frac{1}{2}$ Kilo Zucker in kleine Stücke, that ihn in einen passenden kupfernen Kessel, giebt $\frac{1}{4}$ Liter Wasser über, setzt ihn, sobald er geschmolzen, auf rasches

Feuer und lädt ihn kochen, bis er sich an einen zuerst in kaltes Wasser, dann in den Zucker und wieder in kaltes Wasser getauchten Holzlöffelstiel schleimig ansetzt. Nun nimmt man den Kessel behutsam, ohne ihn zu schütteln, vom Feuer, stellt ihn in einen Napf mit kaltem Wasser, bedekt den Zucker mit einem angefeuchteten Blatte Papier und zieht ein wenig kaltes Wasser über. Sobald er erkaltet ist, zieht man das Wasser ab, entfernt das aufziegende Papier und beginnt den Zucker mit einem Holzlöffel zu kneien, bis er glänzend weiß, „überartig“ erscheint; dann stellt man den Kessel so lange auf’s Feuer, als der sich erwärmt, Zucker gebrannt, um sich in der Art zu verdünnen, daß er eine schmalzartige Masse bildet, die man bis zur vollkommenen Geschmeidigkeit röhrt und dann in einem Porzellan-Rapé aufbewahrt. Mit einer dünnen Zuckerslösung übergossen, hält sich diese „schmelzende Glasur“ lange Zeit, und es bedarf zu einer beliebigen Verwendung nur, daß man die vorzüliche Zuckerslösung abgiebt, die erforderliche Menge heranzunimmt, ihr einen beliebigen Geschmack durch Zusatz von Citronen, Apfelsinen, Maraschino, Vanille oder Bergamotte gibet, sie unter Rührern etwas erwärmt und auf die Torten streicht, welche man zu glasieren wünscht. E. K.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Moorholzfleisch. — Wie befreit man am leichtesten Moorholzfleisch aus Wäsche? Langjährige Abonnentin in Klagensfurt.

Antworten.

(Auf die besaglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagwörtern hin.)

Rüh-Liqueur (120). — Ein Pfund Rüsse, welche Ende Juni, ehe der Stern sich ausbildet, gepflückt werden müssen, schneidet man in Stückchen und schüttet zwei Liter Obstbrandwein daran. Dazu giebt man vierzig Gramm ganzen Jimmet und zwanzig Gramm Reisen. Diese Masse lädt man wenigstens dreißig Tage gut zugesetzt, aber nicht fest verlost, stehen. Will man den Liqueur zum Gebranche fertig stellen, so nimmt man einen Liter von der Mischung auf ein Kilo Zucker, den man in einem Liter Wasser gut lösart. Nach dem Erkalten des letzteren giebt man Beides zusammen.

Franz A. in S.

Auswahl von Weinen (64). — In Bezug auf Ihre Frage, „die Wahl guter Rotweine“ betreffend, ist es allerdings auffällig, wie oft in Häusern, in denen

man Wert auf gutes Essen legt, die Bedingungen vollkommen unbekannt sind, die an eben solche Weine gestellt werden müssen, wie oft man von dem hochtrabenden Namen „Lafitte“ oder „Margaux“ geblendet, durch diesen allein die Tresslichkeit eines Weines gesichert glaubt, der in Wahrheit dieser Annahme nicht entspricht. Wir sind in der guten Gesellschaft gewohnt, französischen Weinen den Vorzug zugestanden zu sehen und mit Recht, denn ihr Wohlgeruch ist größer, ihre Blume ausgesetzen, ihr Spritzsaft feiner, ihre Auswahl reicher, als bei denen anderer Länder. Der „Richtkennner“ sollte vor allen Dingen beim Kauf eine zuverlässige Bezugssquelle haben, die ihm Garantie für das bietet, was sie liefert; bekannt aber müssen ihm die Jahrgänge sein, in denen sich die Lese durch gute Qualität auszeichnete, denn Frost, Regen und Sonnenschein sind gleich schädig, die Hoffnungen des Weinbauers zu erfüllen oder zu vernichten. Der aus derselben Traube gelesene Wein kann in dem einen Jahre von dem des anderen im Werthe wesentlich verschieden sein. Als vorzügliche Weinjahre gelten 1864, 1865, 1869, 1875; die ebelsten Sorten tragen die Medoc-Champagne- und Burgund-Distrikte. Die großen Weine erster Klasse sind „Château Lafitte, Latour, Margaux“, der zweiten angehörig „Château Mouton, Rauzan, Léoville, Larose, Cantenac“, in die dritte rechnet man „Lagrange, Palmer etc.“ Vorzüglich abgelegert sind augenblicklich die Weine des Jahres 1875, sobald ein aus ihm herkommender Château Palmer einem 1866er oder 1870er Lafitte, Margaux oder Latour vorzuziehen sein dürfte, während Léoville, Larose, Château Rauzan der leichtgenannten Jahre dem Kenner als ausgezeichnet gelten. Höchst möglich ist es, junge Weine in der Hoffnung zu kaufen, daß sie sich im Keller gut entwickeln möchten, denn oft trügen die zuverlässigen Zeichen und bringen bessere Enttäuschung. Doch sei bemerkt, daß man Rotwein nicht am Feuer, oder heißen Stelle, erwärmen soll, ein Verfahren, durch welches das Aroma unbedingt geschädigt wird. Man hole den Wein Morgens aus dem Keller, stelle ihn aufrecht und lasse ihn sich in einem geheizten Raum allmälig erwärmen. Wichtig ist es ferner, daß ein feiner Rotwein in weite, dünne Kelchgläser gegossen werde, denn ein dicker, heißer Glas beeinträchtigt den Wohlgeschmack; auch vergesse man, — wenn man seinen Gästen Gutes bietet, — nie den Namen und Jahrgang zu nennen, denn Feinschmecker lieben es zu wissen, welche Sorte ihnen angeboten wird, bevor sie kosten.

Alte Abonnentin in Bremen.

Käsetangen (144). — Es wird mit ein klein wenig Wasser ein Teig von sechs Theilen Mehl, vier Theilen Butter und eben so viel geriebenem Parmesanlände gemacht, den man mit Salz und Cayenne-Pfeffer würzt. Neben die Dosis des letzteren entscheidet der Geschmack. Der fertige Teig wird sodann messerrückständig ausgerollt und in circa 18 Cent. lange und $\frac{1}{2}$ Cent. breite Streifen geschnitten, nachdem man ihn vorher noch mit Eigelb überpinselt hat. Diese Streifen werden nun auf einem mit Wachs bestreichenen Bleche in mäßig heißem Ofen gebacken und ganz heiß servirt.

Professorin am Rhein.